This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

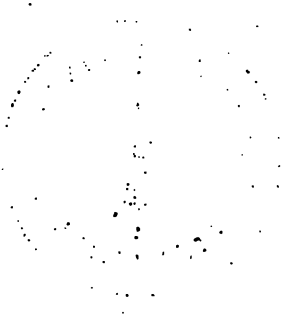
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F-29520

Sophie Walther
geb: v: Graffenri
1828.



Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

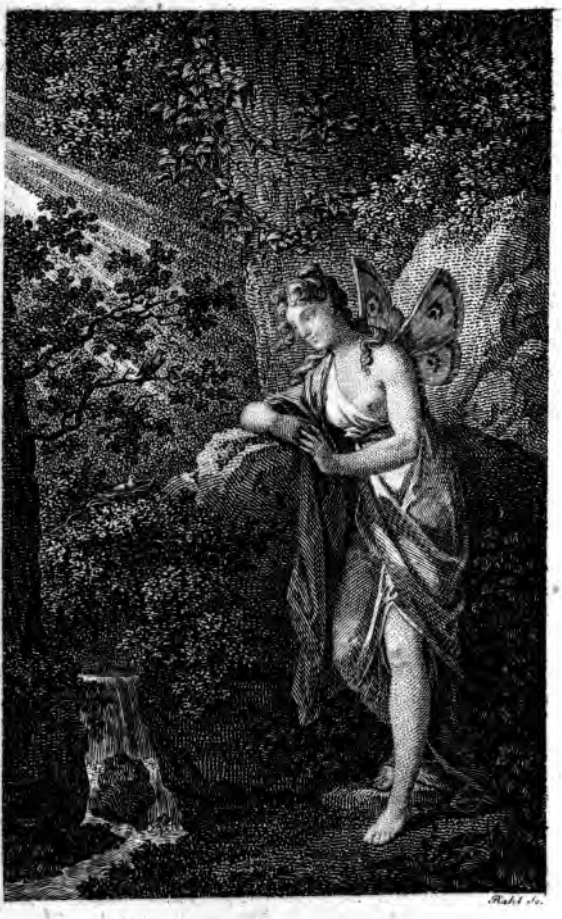
Greiner.

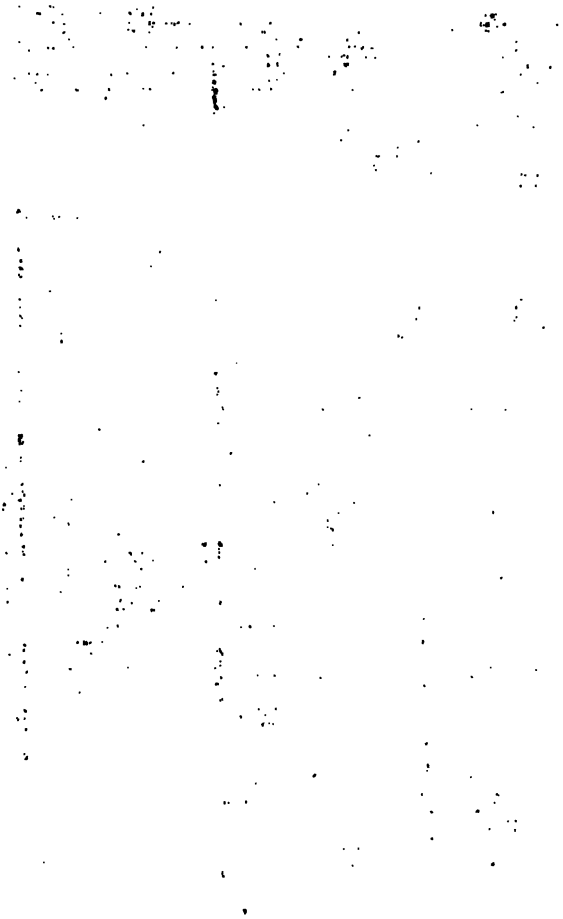
Dreyzehnter Theil.

Wien, 1814.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey { Carl Schaumburg und Comp.
Anton Doll.

PT2445
P8
1813
v.13


Rahl sc.



Prosaische Aufsätze

vermischten Inhalts.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1814.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Gleichnisse.

Vorrede.

Vor ungefähr acht Jahren fiel mir die Chaumiere Indienne von Bernardin de St. Pierre in die Hände. Die Geſchichte des unglücklichen Paria, der, von den Menſchen ausgeſtoſſen, ſich an die Natur wendet, und die edle Einfalt, wodurch er im Umgange mit ihr und in der Beobachtung ihrer Erſcheinungen die reinſten und erhabenſten Sittenlehren entdeckt, machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Ich hatte das Landleben von Kindheit an geliebt, und die Naturſcenen immer mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen beobachtet. Es entwickelte ſich alſo ſehr leicht der Gedanke in mir, dem Fingerzeige des guten Paria zu folgen, die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in dieſer Rückſicht zu betrachten, und

die Lehren der Moral im Buche der Natur zu ſuchen. Mein Aufenthalt auf dem Lande den Sommer über begünſtigte mein Vorhaben; und ſo entſtanden aus der Bemerkung zufälliger Ähnlichkeiten die früheren Gleichniſſe, als: die Salbey, die Tannen, der Schmetterling u. ſ. w.

Einige Jahre ſpäter las ich Herders Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit. Bey Durchleſung dieſes vortrefflichen und mir äußerſt wichtigen Buches fing ich an zu ahnden, daß das, was ich zuerſt für zufällige Ähnlichkeit hielt, weit mehr als Zufall, daß es eine in der Natur aller Dinge bemerkbare Übereinſtimmung der Einrichtung ſey. Geleitet durch die Ideen des verehrungswürdigen Schriftſtellers verfolgte ich dieſen Gedanken, und kam endlich dahin, zu glauben, daß dieſelben heiligen, unabänderlichen Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt herrſchen, und die erſte ein treuer Spiegel der letzteren ſey.

Aus dieſem ganz veränderten Geſichtspuncte betrachtete ich nunmehr die phyſiſche Welt; und ſo wie der Landſchaftmahler eine Gegend mit ganz anderen Augen ſieht und ganz andere Merkmahle an ihr entdeckt, als der bloße Liebhaber der Natur, ſo ſah auch ich Bäume und Blumen jetzt in ganz anderen Beziehungen. Ich fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der Eigenheiten der Menſchen, in ihrem Keimen, Blühen und Welken die Geſchichte des menſchlichen Lebens, und glaubte nun aus dieſen Beobachtungen einige Lehren der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um ſo reiner und unzweifelhafter wären, da ſie aus den, allen geſchaffenen Weſen gemeinſchaftlichen, Naturgeſetzen entſprangen. Die Blüthen im Frühlinge, die Pflanzen im Schatten, die eingeimpften Bäume und einige andere ſcheinen mir dieſe Ähnlichkeit am anſchaulichſten zu enthalten.

Daß die meiſten dieſer Lehren mein Geſchlecht betreffen, iſt eine Einſeitigkeit, die man mir

verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß ich die Natur mit weiblichen Augen und hauptsächlich zu meiner eigenen Belehrung beobachtet habe. Sollten diese Gleichnisse dazu dienen können, irgend eine aufrichtig forschende weibliche Seele auf denselben Weg zu leiten, und ihr durch die weitere Untersuchung jener Naturgesetze und der Verhältnisse der physischen Welt zur moralischen Trost und Beruhigung zu geben, so wird die kleine angenehme Mühe, die ich auf die Verfertigung dieser Bilder verwandte, reichlich belohnt, und meine Absicht, warum ich sie dem Drucke übergab, vollkommen erreicht seyn.

Wien den 30. Jänner, 1800.

C. P.

I.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie ſchön, wie jeder Kunſt unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geſchmückt! Mit Blüthen überſchneyet prangt der Garten. Hier hängen ſie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äſte der Kirſchen- und Pflaumenbäume ſo dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige ſehen kann; dort ſtehen ſie wie wilde Röschen geformt feſt auf den Aprikoſen-Äſten. Hier prangt die Pfirſich- und Mandelblüthe in blaſſem Roſenroth, und dort erheben ſich die Apfelbäume mit dem ſchönſten Schmucke duftender Blüthen beladen, die, weiß und röthlich geſtreift, dem Auge die lieblichſte Abwechſelung darbiethen. Welche Pracht! welche Fülle! Welche reiche Ernte von Früchten verſpricht nicht dieſer blüthenvolle Lenz! Aber ach, dieſen Bäumen ſtehen noch viele Zu-

fälle bevor, bis ihre Früchte reif seyn werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröste voraus sehen, welche die Blüthen, noch ehe sie Früchte bilden, herab stören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich in's Herz der kleinen Frucht hinein beißet, und sie von innen verderbt? Wer schützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend und tausend Blüthen, die unseren Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schützen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwenderischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns offen, Alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken, und das schönste Loos muß uns zu Theil werden! Unbefangen überlas-

ſen wir uns den Spielen unſerer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böſe von Menſchen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidiget haben. Anmaßend und zuverſichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umſtände uns leiten, und ſehen das ſchimmernde Ziel ſo nahe, daß wir es ſchon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie ſehr uns unſere Vorſtellungen täuſchten! Verhältniſſe und Rückſichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg, plötzliche Wechſel des Glücks nöthigen uns, unſere Plane aufzugeben, Falſchheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unſer Ziel, tauſend fehlgeſchlagene Hoffnungen ermüden den Geiſt, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verrathene Freundſchaft machen uns mißtrauiſch und muthlos; und wohl dem, in deſſen Herzen ſich kein giftiger Wurm böſer Geſellſchaft oder ſchlechter Grundſätze eingeniſtet hat! So enden wir mit langſamen Schritten den raſchbegonnenen Lauf, und ſind nur zu ſelig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquickende Früchte bringen. O, laßt uns die Vorſicht preiſen, die in der moraliſchen wie in der phyſiſchen Welt mit glei-

cher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe in's Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu genießen.

II.

Der Sturmwind.

Brauſe nur immer fort, und raſe durch die Wipfel der ſchwankenden Pappeln, du ſtürmiſcher Gewitterwind! ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von ſchützenden niedrigen Büſchen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume ſich ſeufzend vor deiner Gewalt beugen, und einen Regen von grünen Blättern herabſenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln ſich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängſtlich umher und beben vor dem Untergange, der ihren Neſtern droht; aber unbekümmert ſchlüpft die grünliche Eidechſe hin und her, treibt ſorglos ihr Geſchäft, und läßt den Wind toben, der ihrer ſtillen Wohnung nicht ſchaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bey Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnellwechselnden Launen des Glücks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glücklich ist der Weise, der, genügsam und zufrieden, in dir und der Natur die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süßesten Freuden sucht.

III.

Der Garten in der Stadt.

Es war der ſchönſte Frühlingsmorgen. Ein Gewitterregen hatte die Hitze des geſtrigen Tages gekühlt, und Bäume und Blumen erquickt. Ich trat in den Garten. Welche Veränderung ſeit geſtern Abends! Tauſend und abermahl tauſend Knoſpen hatten ſich in dieſer fruchtbaren Nacht geöffnet; zarte Blätter wie ein leichter grüner Schleyer umwoben die Büſche, und das lieblichſte Gemiſch von Farben ergetzte das Auge. Die Coluthea hatte ihre feuerfarbenen Blüthen prangend entfaltet, der weiße und blaue Hollunder nickte zwiſchen dem glänzenden Laube, prächtige Tulpen glühten mit lebhaften Farben hin und wieder im Graſe, an welchem der Segen der Nacht noch in blitzenden Tropfen hing, und ein friſcher Wind wühlte durch die Äſte und ſchüttelte des Cytiſus hangendes Gold und helle Tropfen auf mich herab. Üppiger grünten die net-

ten Rasenſäume, welche die Gebüſche umzogen. O wie ſchön, wie erhebend war der Anblick! In ſüßem Genuſſe verloren ſtand ich ſchwelgend in meiner Pflanzenwelt, genoß mit trunkenen Sinnen, und fühlte mich am Buſen der freyen Natur. Da erhob ſich zufällig mein Blick und traf über der Gartenmauer auf die unzähligen Dächer, Schorſteine und Fenſter unſerer Nachbarn, die den Garten düſter umringen, und neidiſch den Strahl der Abendſonne abhalten. O wie ſank meine Begeiſterung! wie unangenehm zerfloß der ſchöne Traum von unbeſchränktem Naturgenuſſe bey dem Anblicke dieſer Steinmaſſen, die mich ſchmerzlich daran erinnerten, daß ich mitten in einer großen Stadt lebte! O, wie viel theurer wäre mir der Garten, wenn hier ſtatt der vielfach geſtalteten Häuſer ſich ein Saatfeld ausdehnte oder ein Buchenwald rauſchte, und dort ſtatt der Kirchthürme, die ſo herriſch in alle Gärten herab ſchauen, ein waldiger Berg ſeine ehrwürdige Scheitel erhöhe! Dann wäre ich wirklich im Schooße der Natur, dann genöße ich wirklich die Freuden, deren ſchwaches Schattenbild mich hier täuſcht. O, daß ich empor ſchauen und ſelbſt meinen lieblichen Traum zerſtören mußte!

Ich will es nicht mehr thun. Innig will ich mich an meine beſchränkte Pflanzenwelt anſchmiegen, nur ſie betrachten, und nicht bedenken, was außerhalb des Gartens iſt, und wie alles beſſer ſeyn könnte, wenn es anders wäre.

Ach, wer das immer und in jedem Verhältniſſe vermöchte! Wie viel zufriedener würden die Menſchen ſeyn, wenn ſie weniger um ſich her oder über ſich hinauf ſähen! Welcher Stand, welche Lage iſt ſo ganz elend, der nicht noch einige Genüſſe eigen wären, die mit Liebe aufgeſucht, hier und da einen frohen Augenblick gewähren könnten! Sind nicht die meiſten unſerer Bedürfniſſe weniger Kinder der Nothwendigkeit als der Einbildung? Sind es nicht die meiſten unſerer Freuden und ſelbſt unſer Glück? O, ſo können wir denn nichts Dringenderes, nichts Beſſeres von der Vorſicht erflehen, als ſtille Faſſung, um das Gute zu bemerken, das uns umgibt, beſcheidene Genügſamkeit, um in ihm unſere Freuden zu finden, und den feſten Willen, nie umher zu ſpähen, nie ſeufzend zu vergleichen, ſondern das Gute, das wir beſitzen, mit Freudigkeit zu ergreifen, und, was uns fehlt, mit Muth zu entbehren.

IV.

Der Pappelbaum.

Komm Mädchen, und betrachte mit mir dieſe hohe Pappelweide! Noch hat nicht der zehnte Frühling ſie neu belaubt, und ſchon ſteht ſie in vollem, üppigem Wuchſe da, ein ſtarker, vollendeter Baum, deſſen Stamm meine Arme nicht zu umſpannen vermögen. Stolz hebt ſie ihren ſpitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauſcht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Hohe zuerſt begrüßt. Demüthig und unſcheinbar grünt neben ihr die junge Linde, zwar eben ſo alt wie jene, aber noch bey weiten nicht an Höhe und Dicke des Stamms, an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn ſie biethet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeſchoſſene Nachbarinn verdunkelt ihren langſamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieſer Unterſchied währen? Blicke rings umher im Garten, du findeſt auch nicht Eine Pappelweide, die über dreyßig Jahre alt wäre, aber du ſiehſt wohl von fern jene majeſtätiſche Linde, die weit umher Schatten verbreitet und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel ſich in die Luft erhebt, ſo tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat ſie jung geſehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menſchen des vergangenen Jahrhunderts haben ſie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquickenden Schattens, indeß oft derſelbe Gärtner den Pappelzweig ſetzet, und den verdorreten Stamm unwillig aus der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter verſprechen, der vorübergehenden Luſt an dieſen vorzieht.

Und, du junges flatterndes Weſen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundſchaften ſtiftet, um ſie morgen wieder zu zerreiſſen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die lieber langſam eine dauernde Freundſchaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Geſpielinn begrüßen will.

Zwar genießeſt du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur ſpät zu Theil wird; aber es iſt auch nur Schimmer, und zehn deiner Schweſterſchaften ſind geknüpft und wieder zerriſſen, ehe eine wahre Freundſchaft geſchloſſen werden kann, die langſam wächſt, aber ewig, wie die Linde, dauert. Nach und nach faßt ſie in den verbundenen Herzen Wurzel, iſt anfangs klein und unbemerkt, bis ſie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, ſich in majeſtätiſcher Schönheit erhebt. Dann erſt äußern ſich ihre wohlthätigen Wirkungen; ſie gibt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede beſſere Beſinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die ſie nicht zu erſchüttern vermögen. Noch im Alter ſtärkt und erfreuet ſie die verſchwiſterten Seelen; und wohl uns! keine Speculation kann uns den ſüßen Glauben nehmen, daß ſie uns noch in beſſere Welten folgt!

V.

Das Vergißmeinnicht.

Freundinn, liebst du das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und wünschest du es zu pflücken, so folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle. Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende sie sehen und pflücken kann; sie scheuen die allzuheißen Strahlen der Sonne, und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünstelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächse in nutzloser Pracht stehen. Aber hier am Borte des nützlichen Quells, der, die Wiesen befeuchtend, segensvoll dahin fließt, hier wo fruchtbare Obstbäume die beladenen Äste in ihm spiegeln, während ihre Wurzeln sein klares Naß saugen, hier blühen die Vergißmeinnicht zu Tausenden. Lieblich stehen sie da im fetten Grase, und nicken mit den himmelblauen

Blumen und den blaßrothen Knöſpchen freundlich über die klare Fluth hin.

Sehnſt du dich nach wahrer Freundſchaft und treuer Liebe, Mädchen? O, ſo verlaß das ſchimmernde Gewühl der großen Welt! beſuche nicht Schauſpiele und Feſte, um gute Menſchen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu ſuchen, und hoffe nicht, im etikettevollen Prunkſaal wahre Empfindung anzutreffen! Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigenthümlichkeit des Charakters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den man braucht, und den gering ſchätzt, der keinen Einfluß hat, dort wohnet ſie nicht die ſchüchterne Freundſchaft, und die Liebe verſendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des ſtillen häuslichen Lebens, bey froher Arbeitſamkeit und thätiger Menſchenliebe, bey mäßigem Vergnügen, das gutes Bewußtſeyn würzt, da wohnt wahre Freundſchaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chore häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannſt du ſie ſuchen; aber verdiene auch, ſie zu finden!

VI.

Die Bohnen.

Es iſt ein eigenes Vergnügen für mich, im Frühlinge zwiſchen den friſchbepflanzten Beeten oder durch neubelaubte Büſche zu wandeln. Wie Alles treibt und keimt und in's Leben trachtet! Die hochgeſchwollenen Knoſpen brechen auf; hier drängt ſich zartgekräuſeltes Laub aus der geborſtenen Hülle, dort ſtehen ganz begrünte Büſche, und jene Bäume ſind weiß von Blüthen. Käfer und Mücken, Raupen und Schmetterlinge fliegen und gaukeln und kriechen neugeboren und ſelig in ihrer Art im warmen Sonnenſchein. Alles iſt voll Leben, voll Jugendkraft, und der Anblick der erwachenden Natur füllt das unbefangene Herz mit freudigen Hoffnungen — die ſich nicht auf dieſe Welt allein beſchränken. Sieh, wie auf dieſen Beeten ſich die treibende Kraft in kleinen Pflanzen mächtig zeigt, und

dem Gemüthe, das gern lernt, ernste und sanfte Unterweisung gibt! Zehn Tage sind es nun, seit der Gärtner auf jenem Beete Bohnen dem Schooße der Erde anvertraut hat. Bemerkst du nicht die kleinen Schollen, welche sich hier der Reihe nach in abgemessenen Zwischenräumen erheben, und unter welchen etwas Grünes hervorblickt? Dieß Grüne ist das junge Pflänzchen der Bohne; kleingefaltet liegen die Blätter noch fest in einander, nur der Hauptstängel hebt sich gekrümmt, gleich dem Halse des Schwanes, empor, und trägt an seiner niedergebogenen Spitze das mütterliche Saamenkorn, aus dem er erwuchs, und in ihm die erste Nahrung fand, bis er stark genug war, auch abwärts in die Erde zu treiben. Nun steht er fest, und drängt gewaltsam durch sie herauf, und bahnt sich einen Weg in das Reich des Lichtes. Sieh, wie er sein Grab durchbrochen hat, und der zersprengte Grabstein noch auf ihm liegt, bis er auch diesen bezwingt, und dann, von lauen Lüften und goldenen Strahlen umflossen, in jugendlicher Schönheit prangend dasteht!

Nie kann ich die aus ihren Gräbern auferstehenden Pflanzen ansehen, ohne an das Gemählde der Mutter mit dem Kinde erinnert zu

werden, die ſich unter dem geborſtenen Steine erhebt, und verklärt und ſelig nach den Leiden dieſer Zeit in glücklichere Welten empor ſteigt*); und dieſe Ähnlichkeit erfüllt mein Herz mit froher Ahndung. Auch wir werden einſt, wie dieſe Saamenkörner, dem Schooße der dunkeln Erde anvertraut, auch wir werden uns, wie ſie, aus dem Grabe erheben und empor blühen in die Welt des ewigen Frühlings. Dort umfangen uns reinere Lüfte, und in einem milderen Sonnenſcheine werden die Keime ſich fröhlich entfalten, die hier ſo oft kaum zur Blüthe, faſt nie bis zur Frucht gelangen konnten!

---

*) Das Bild des von Herrn Nahl verfertigten Grabmahles der Madame Langenhans, das zu Hindelbank in der Schweiz ſteht, wenn ich nicht irre.

VII.

Das Thal.

„Nein, zwiſchen dieſen drohenden Felſenmaſſen führet kein Weg hindurch! Hier müſſen wir bleiben oder umkehren," ſagte ich zu meiner Gefährtinn, als wir auf einer kleinen Reiſe uns in einem engen Thale, von unüberſteiglichen Bergen umgeben, befanden, wo nichts als Felſen, theils ſchroff und kahl, theils mit finſteren Wäldern bewachſen, ſich unſeren Augen zeigten, die vergebens nach einem Auswege forſchten. Bald ward unſere Lage noch ſchlimmer; der ſchmale Steig, der uns führte, ſenkte ſich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe, und verſchwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die ſchwarzen Kiefernwälder, die ſchon ſeit der Sündfluth da geſtanden zu haben ſchienen, nirgends ein betretener Weg, eine Hütte oder nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward

bange; denn die gefürchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erſtaunten wir, als wir bey der nächſten Krümmung des Weges ſahen, daß wir keinen jähen Abſturz vor uns hatten, und der Grund ſich nur allmählich ſenkte. Schon zeigte ſich auf dem entgegen geſetzten Hügel ein weißer Streifen, der ſich im Walde verlor. Es war ein Weg. Wir folgten ihm; und ſieh, er wand ſich über Hügel und Tiefen, durch Felſen und Wälder zwiſchen zwey himmelan ſteigenden Bergen durch, die mir in der Ferne nur einer geſchienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die große Fahrſtraße.

O Vorſicht, die du unſer Schickſal auf eine unbegreifliche Art leiteſt, wie konnte ich hier im Kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft läſſeſt du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umſtände in Lagen gerathen, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörlichen Jammer vor uns zu ſehen glauben; mit ſtummer Angſt erwarten wir den Todesſtreich, der unſer Schickſal entſcheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben ſoll. Aber ſiehe, da öffnet deine Mutterhand plötzlich eine heitere Ausſicht vor unſeren Blicken; du zeigſt uns

einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfst manchen Faden unseres ehemahligen Glückes wieder an, und führst uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

VIII.

Das Hänflingsneſt.

Du klageſt, liebe Freundinn, über die vielen Sorgen, die unbeſchreibliche Mühe, die deine Kinder dir verurſachen, wie du jetzt immer zu Hauſe angeheftet ſeyn, auf die meiſten Vergnügungen Verzicht thun müßteſt, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Erſatz, keinen Lohn zu erwarten hatteſt; ja, du wünſcheſt oft, kinderlos zu ſeyn. Komm mit mir, meine Liebe! ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling ſein Neſt hat, das wir oft mit einander beſuchten, und den leiſen Geſang des guten Vögelchens behorchen. Sieh! das Neſt iſt leer — die Jungen ſind ausgeflogen; — dort flattern ſie auf der Wieſe hin mit ungeübten Schwingen, ſchwach und ungeſchickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um ſie herum, und zeigen ihnen, wie ſie die

Flügel brauchen müſſen. Morgen vielleicht begleiten ſie ſie zum letzten Mahl, und kehren dann einſam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld ſaß das Weibchen die ſchönen Frühlingstage durch über den Eyern! Wie willig entſagte ſie jedem Genuſſe auf den blühenden Gefilden, und beſchränkte ſich ohne Reue, ohne Sehnſucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Neſt! Das gute Männchen leiſtete ihr treulich Geſellſchaft. Bald hüpfte es auf den nächſten Zweigen umher, und ſang das ſchönſte Lied, das ſeine kleine Kehle vermochte, bald flog es fort und ſuchte die ſchmackhafteſten Körnchen, und legte ſie ihr auf's Neſt hin zur bequemen Speiſe, oder es ſaß hülfreich eine Weile ſtatt ihrer über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyſpiel der Gatten- und Ältern-liebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechſelweiſe Speiſe, oder wärmten ſie mit den ſchützenden Flügeln. Schreyend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe geſucht hatten; und wer beſchreibt die Angſt der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüſche vorbey flog, worin ihr Theuerſtes verborgen

lag, das ängſtliche Flattern, das bange Geſchrey, die heldenmüthige Aufopferung, mit der die Mutter ſich über das Neſt breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen, die unbedachtſame Kühnheit des Vaters, der ſich kreiſchend ſeinem überlegenen Feind entgegen ſetzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dieß alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Erſatz? Sobald die Jungen flück ſind, führen die Ältern ſie aus dem Neſte, lehren ſie fliegen und ihr Futter ſuchen, und begnügen ſich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtſeyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genuſſe des Frühlings überlaſſen zu haben.

Und ſollte eine Mutter, der Gott nebſt den Trieben, die er auch in des Vogels Bruſt legte, noch Vernunft gab, ſollte ſie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftloſer Vogel? Nein, meine Liebe! laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele ſcheiden! laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen! Erhalte

den Gedanken immer lebhaft, daß es die schönste, die einzige Bestimmung des Weibes sey, Gattinn und Mutter im edelsten Sinne zu werden, daß die Kinder nicht um unsertwillen, daß wir um der Kinder willen da sind, daß die Vorsicht diese theuern Pfänder unseren Händen anvertraute, nicht, damit sie uns in der Kindheit ergetzen, und, wenn sie erwachsen sind, die Werkzeuge unserer absichtsvollen Plane werden, sondern damit wir sie, wie schwer und mühsam auch dieser Beruf sey, auf dem Pfade der Tugend zur Glückseligkeit führen. Darum entzündete Gott den mächtigsten aller Triebe, die heilige Mutterliebe in der weiblichen Brust, darum verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den stillen, gelassenen Muth, der oft dem stärkeren Geschlechte fehlt. Diese Liebe gibt uns mehr als menschliche Kraft zu dulden und zu tragen; sie lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun, die mit unseren Pflichten streiten, sie heißt uns ewig geben und nie wieder fordern, und am Ziele unserer Laufbahn uns in dem großen, erhebenden Gedanken beruhigen, daß wir dem Rufe der Vorsicht gehorcht und unsere Pflichten erfüllt haben. Selbst dann, wenn ihre unerforschlichen Schickungen die geliebten Kinder

früh aus unſeren Armen reiſſen, wenn Verhältniſſe und Trennungen uns im Alter jeden Troſt, jede Unterſtützung von unſeren Kindern rauben, auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren, nie ihre Sorgen und Schmerzen kleinlich gegen den wenigen Erſatz aufrechnen, nie ihre Mühe für fruchtlos halten; denn der Mutter Glück war ja nie der Zweck, und ihre Beſtimmung iſt vollkommen erfüllt, wenn ihre Kinder glücklich — wenn ſie tugendhaft ſind.

IX.

Der Regenbogen.

Das ſchwere Gewitter iſt vorüber gezogen. Dort in Weſten zerreißt das Gewölk, die ſinkende Sonne blitzt hindurch, und die ſchwarzen Wolken ſcheinen zu brennen. Jetzt trifft ihr ſchiefer Strahl den Garten, und wie mit Gold übergoſſen ſteht er da — durch den dunkeln Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben — in zauberiſcher Beleuchtung. Welch ein entzückender Anblick! Wie mächtig ſpricht in ſolchen Momenten die Natur an das empfängliche Herz, und zieht uns unwiderſtehlich in ihre Umarmungen! Komm hinaus in's Freye, meine Geliebte! Wer wird ſich hier zwiſchen Mauern beſchränken laſſen! Komm, wir wollen uns auf den freyen Feldern umſehen. Sieh, ſieh! dort im dunkeln Orte gegen den Strom zu ſteht der Bogen des Friedens, die farbige

Brücke da, und ihr lebhafter Glanz ſpiegelt ſich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauſchwarzen Gewölke ab. Auch dich erfreut das ſchöne Schauſpiel, auch du ſiehſt den ſtrahlenden Schein und mit dir noch hundert Menſchen, die gerade jetzt ihre Augen gegen Oſten wenden. Und dennoch — es iſt ſonderbar — dennoch ſieht keiner von allen denſelben Regenbogen; jedem erſcheint er anders, für jeden beginnt und endet er an einem andern Puncte, ſo wie der Schauende eben zwiſchen der Sonne und dem Gewölke ſteht, ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemahls erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der ſein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und ſuche ihn dort jenſeit des Feldes neben dem Baume, deſſen Stamm dir ſein bunter Farbenſchimmer verdeckt, — du findeſt nichts. Die Strahlenerſcheinung flieht, wie du dich naheſt, und immer von dir, immer in weiter Ferne ſiehſt du ſie ſchweben, ohne ſie jemahls zu erreichen.

Spricht dich in dieſem Bilde nicht eine treffende Ähnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menſchlichen Leben hell und klar vor deine Seele? Was iſt das, was mit heitern Himmelsfarben ſtrahlend vor unſern Augen ſchwebt, dem

wir raſtlos nachjagen, das jeder in etwas Anderm ſieht, jeder wo anders ſucht, das jeden unwiderſtehlich reizt, und das doch keiner erreicht? Was iſt das Glück der Menſchen? Ein ſchöner, ſchimmernder Regenbogen — ſo lockend, ſo entzückend von Ferne — und in der Nähe weſenloſer Duft, eitle Täuſchung, jedem anders geſtaltet, von jedem für wirklich gehalten, und dennoch jedem ewig fern — ewig unerreichbar!

X.

Der Gemüſegarten.

Verlaß, Philinde, das zierliche Blumenparterre, und tritt ein wenig mit mir in den Küchengarten! Ich weile gern hier; ich weiß nicht, welche angenehme Empfindung mich erfüllt, wenn ich dieſen nützlich bepflanzten Fleck Erde ſehe. Freylich reitzet hier kein zierlicher Blumenflor mit wechſelndem Farbenſpiele, keine erfinderiſche Hand hat die Beeten hier in ein künſtliches Labyrinth geordnet, und kein würzhafter Duft ſteigt von den Pflanzen entfernter Welttheile empor. Aber dennoch fehlt es in meinem Auge dem einfachen Gemüſegarten nicht an eigenthümlichen Reitzen, deren vorzüglichſte Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit ſind.

Sieh, wie ſchnurgerade die Beeten in gehöriger Breite, um ſie bequem begießen zu können, abgetheilt ſind! wie zierlich und für ihr

Wachsthum dienlich die Pflanzen ſelbſt in gemeſſenen Reihen ſtehen! Hier hebt der junge Salat die hellgrünen Blätter, die noch vom Thaue der Gießkanne träufeln, aus der dunkelbraunen Erde empor, dort guckt die Kohlrübe blaßgrün oder purpurroth verrätheriſch aus dem Boden; die ſpaniſche Zwiebel ſtreckt ihr buſchiges Haupt empor, und der ſaftige Mangold, ein Sinnbild der Beſcheidenheit, verbirgt ſeinen beſten Theil in der Erde, und zeigt nur die blutroth geſprenkelten Blätter. Fühlſt du nicht das beſondere Vergnügen, das aus der Bemerkung dieſer Ordnung und Zweckmäßigkeit entſpringt, und ein Auge, dem ſolche Schönheit gefällt, weit mehr ergetzt, als die künſtlich verſchlungenen Blumengewinde, die keinen Nutzen haben, als die Sinne zu reitzen und fruchtlos zu verwelken?

Sieh hier den Vergleich eines prächtigen Pallaſtes und einer ſtillen bürgerlichen Wohnung! Dort wo der Fuß ſcheu auf den bunten Parquet tritt, den er zu verderben fürchtet, wo zerbrechliche Spiegelwände die Gegenſtände täuſchend vervielfältigen, wo reiche Divans, künſtlich verſchnittene Tiſche, Japaniſche Vaſen und köſtliche Teppiche mehr zur Schau als zum Gebrau-

che daſtehen, wo man kaum ein Stück zu berühren wagt, aus Furcht, es zu zerbrechen, dort iſt das ſchimmernde nutzloſe Blumenparterre. Der Küchengarten iſt das Bild einer einfachen, ordentlichen Haushaltung. Taugliches, gut gearbeitetes Geräthe in zweckmäßiger Ordnung, Reinlichkeit und eine leichte Symmetrie geben ihr den unwiderſtehlichen Reitz, der dem Prunkgemache ewig fehlt. Jedes Stück iſt an ſeinem Platze, jedes zu ſeinem Zweck am beſten gewählt, jedes erfüllt ſeine Beſtimmung. Freude und Frohſinn herrſcht in den heiteren Gemächern, und ein behagliches Gefühl ergreift jeden Freund, der ſie betritt. Laß, Philinde, dieß Bild dir oft erſcheinen! öffne dein Herz dem ſtillen Reitze, der aus Ordnung und Emſigkeit entſpringt, und laß, wenn gleich der Himmel dich mit Überfluß beſchenkt, dein Haus lieber dem Gemüſegarten als dem Blumenparterre gleichen.

XI.

Das Geranium triste *).

An meine Freundinnen, die Freyinn von Richler und ihre Schwestern.

Still wird es in der Gegend umher, stiller im einsamen dämmernden Garten, den die geschäftige Menge verlassen hat. Die Sonne ist gesunken; nur ihre letzten gelblichen Schimmer kränzen noch die Scheitel des fernen Gebirges, und erinnern an den freundlichen Tag, der die Pflanzen- und Thierwelt erfreuend belebte und den Menschen zum frohen Genusse seiner Kräfte rief. Alles ist still, einsam, düster. Die glühenden Farben, die der Sonnenstrahl auf den Blumen weckte, sind mit ihm verschwunden; ver-

*) Eine Blume aus der Gattung derjenigen, die Storchschnabel heissen; sie duftet nur Abends.

blichen iſt das lebhafte Grün der Büſche, das mannigfaltige Spiel von Licht und Schatten in den grünen Irrgängen. Die Sänger der Lüfte ſind verſtummt, und von allen Bewohnern der Gras- und Kräuterwelt zirpt nur hier oder dort eine Heuſchrecke, oder ein Nachtfalter ſchwirrt mit trägem Fluge um unſer Haupt.

Folget mir, o Freundinnen, an das Gelände, wo wir heute Morgens die farbenſtrahlenden Blüthen der tauſendgeſtaltigen Geranien bewunderten, und die glühenden Tinten der Nelken euch entzückten! Kaum unterſcheidet man jetzt die Stellen, wo ſie ſtehen. Alle ihre Reitze ſind mit dem Lichte verſchwunden; und es iſt einerley für uns, ob ſchlechte Grasblumen oder Florens Lieblinge die düſtern Plätze füllen. Aber erinnert ihr euch noch der braunen unſcheinbaren Blümchen, die ſich in niedlichen Büſcheln auf dem ſchlanken Stängel ſchaukelten? Weder Farbe noch Geruch empfahlen ſie damahls, ſelbſt ihr Nahme, der Trauer bedeutet, war abſchreckend; und achtlos ging man ſie vorüber. Nähert euch ihnen aber jetzt und fühlet, welch ein Balſamduft euch entgegen weht! Solche Düfte mag der Windhauch vielleicht den Schiffern im Indiſchen Ocean aus dem Schooße der Gewürzinſeln herü-

ber bringen. So kräftig, ſo belebend, und doch ſo zart! Und alle dieſe Schätze ſind für die dunkle Nacht geſpart, wo die übrigen Schönheiten Florens verſchwinden, wo ſonſt nichts die ruhenden Sinne ergetzt. Freundlich wartet das Blümchen, bis die blendende Sonne, die Freuden des lauten Tages vergangen ſind; dann öffnet es ſeinen gewürzreichen Kelch und erfüllt die Luft mit ſüßem Hauche, und erfreut den einſamen Wandler, der vielleicht die Schatten der Nacht zu Vertrauten ſeines Kummers machte.

O, wie freundlich erſcheint uns in den wechſelnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es ſich uns gerade in den Augenblicken nähert, wo es düſter um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blicke verſchwinden, und von allen fröhlichen Genüſſen keiner mehr für uns blüht! Wie iſt dem Trauernden dann die ſanfte Stille des weichen Freundesherzens ſo erquickend! wie wohl thut ihm ſelbſt die leiſe Schwermuth, die, der ſeinen antwortend, aus den theilnehmenden Blicken ſpricht! Tief und unauslöſchlich iſt der Eindruck, den Freunde, auf dieſe Art gefunden, auf unſer Gemüth machen, und feſt die Bande, die, in trüben Tagen ge-

knüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen. Wenn dann auch frohere Stunden wiederkehren, denkt das gerührte Herz mit süßer Wehmuth jener Zeit, und fühlt dankbar die ewige Verpflichtung.

XII.

Die Allee.

Wie ſich ſeit einigen Jahren dieſer ſchattige Gang verändert hat! Als die Bäumchen nur erſt gepflanzt waren, ſchoß die jugendliche Kraft üppig von allen Seiten hervor. Zweige, Blätter und kleine Äſtchen ſtanden regellos an dem zarten Stamme, und bekleideten ihn von der Wurzel bis zum nahen Wipfel mit lebhaftem Grün. Die Bäume glichen Stauden, und die Allee hatte das Anſehen einer Laube. So wie nach und nach die Bäume mehr Stärke gewannen, die Wipfel ſich dichter belaubt und höher empor hoben, da entzogen ſie den unterſten Zweigen Sonnenlicht und Regen. Dieſe welkten zuerſt und ihnen folgten die höheren, bis endlich der ganze Stamm von dem entſtellenden Laubwerke gereinigt, und das ſtaudenähnliche Gewächs zu einem ſchöngeformten Baume mit

glattem Stamme und einer buſchigen Krone ward, die ihre Arme in reinere Lüfte empor ſtreckt. So bilden ſich die meiſten Bäume von ſelbſt; denn es iſt angeborner Trieb bey ihnen, ſich von den erſten unnützen Auswüchſen, die dem Wipfel und den Früchten die edelſten Säfte entziehen, von dieſer Fülle überſtrömender Jugendkraft zu befreyen, und nur die ſchöne nützliche Krone zu behalten.

In der Kindheit und Jugend, wenn unſere Begriffe noch verworren, unſere Empfindungen unentwickelt ſind, und eine ungezügelte Phantaſie den irrenden Verſtand beherrſcht, wenn ſpäter hin Leichtſinn oder Leidenſchaft unſere Seele mit unrichtigen Vorſtellungen erfüllen, und ſüße Täuſchungen, geliebte Vorurtheile und Irrthümer ſelbſt die jugendliche Vernunft auf ihre Seite zu ziehen wiſſen, da gleichen wir, ohne Charakter und Grundſätze, den jungen Bäumen ohne gebildete Krone und ſtarken Stamm. Sollen wir aber als denkende vernünftige Weſen uns von Bäumen beſchämen laſſen, und gedankenloſen Pflanzen in der Ausbildung unſerer ſelbſt weichen? Nein! wie die jungen Sträuche jeden kommenden Frühling einige nutzloſe Zweige ablegen, und ſich nach und nach zu ſchönen Bäu-

men bilden, so sollen auch wir mit jedem Jahre unseres Lebens, mit jeder erworbenen Kenntniß und Erfahrung einen Theil unserer Irrthümer, Vorurtheile und Fehler ablegen, bis endlich unser ausgebildeter Charakter dem Baume gleicht, der uneigennützig Schatten und Erquickung gewährt, für's Wohl des Ganzen thätig wird, und in Erfüllung der Pflichten gegen Andere das Ziel seines Daseyns erreicht.

XIII.

Die Salbey.

Sieh, wie ſchön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbey wieder da ſtehen! Kaum blühten ſie im Frühlinge ſchöner, ehe der Gärtner ſie nahe an der Wurzel abſchnitt, daß nur traurige Stoppeln übrig blieben. Wie ſo verändert ſchien ſie damahls! Einſt ein vollblättriger blühender Strauch, auf deſſen langen dunkelblauen Blumen ſich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von deſſen ſammetweichen Blättern, die ſo mannigfaltigen Nutzen ſchaffen, ſüße Düfte empor ſtiegen, jetzt nichts, als ein unſcheinbarer Buſch grauer welkender Stoppeln. Das Heer der Schmetterlinge war entflohen, keine ſüßen Düfte ſtiegen empor, kein Vorübergehender pflückte dankbar eines ihrer Blätter. Die arme Salbey war von Allen verlaſſen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regen-

güſſe erweichten um ſie her die mütterliche Erde, milde Thautropfen ſenkten ſich in die abgeſchnittenen Strengelchen, die Lebensſäfte fingen an, ſich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit ſtand die Salbey in ihrer vorigen Schönheit da. Nun düftet ſie wieder und erquickt die Spazierenden; nur die flatterhaften Schmetterlinge werden ſie nicht mehr umgaukeln, ein leichtes luftiges Geſchlecht, ſind ſie ſchon längſt mit den Tagen des Frühlings, die ihre Geburt und ihren Tod begrenzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schickſale und unverdiente Unglücksfälle dich beugen, wenn der Schimmer des Glückes, der dich umgab, verſchwindet, wenn die Welt mit ſchadenfrohem Lächeln auf dich herab ſieht, und der eingeſchränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten ſchmerzhaft drücket! Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbey neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglücken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hülfe und Troſt zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquicken, du wirſt wieder blühen, wie die Salbey wieder blühete. Vielleicht werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln; aber glaube

mir, es ist Gewinn, die schändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kamen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner abschnitt? Er beraubte den schönen Strauch nicht umsonst seiner Zierde. In heilsamen Getränken und kräftigen Pulvern nützen sie der leidenden Menschheit. Tröste, ermuntere dich durch den erhabenen Gedanken, daß dein Unglück, in die unendliche Kette des Schicksals verflochten, nothwendig war, daß es zum Besten des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich den Zusammenhang einzusehen vermögen. Wir glauben eine liebende, waltende Vorsicht; und dieser Glaube macht uns jenen beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiß.

XIV.

Die ausländiſchen Gewächſe.

Wahrlich! ſie ſind ſchön, dieſe fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren ſonderbaren Blättern. Mehr als das Geländer, das ſie von den übrigen Pflanzen des Gartens ſcheidet, ſcheidet ſie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht, welche kühne Miſchungen! Welche glühende Farben, wie ſie nur der ſenkrechte Sonnenſtrahl zu kochen vermag! Gewiß, ſie ſind reitzend, und unendlich angenehm iſt der Anblick, den ſie dem Auge des Beobachters darbiethen. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen ſie Früchte, nie erreichen ſie unter unſerem kalten Himmelsſtriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen Erde geriſſen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewohnt, ſchmachten ſie hier in dem ungewohnten Klima.

Getäuſcht durch ein laueres Lüftchen oder einen heißen Sommertag, öffnen ſie ihre kleinen Knoſpen; die Blüthe entfaltet ſich, ſie prangt in hoher Schönheit, und verſpricht eine wohlſchmeckende Frucht. Aber ſiehe! ehe noch der Keim in der bunten Hülle ſich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauſet ein kalter Nordwind über ſie hin, und ſchüttelte die Blüthen herab, oder die Früchte ſterben vor Kälte in ihrer erſten Jugend. Dennoch drängt ſich Blume an Blume, dennoch erſetzen ſtets neue Knöſpchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit. Arme Betrogene! was wollt ihr hier? Hier iſt euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr ſie mit euern edelſten Säften; der Himmelsſtrich, unter den ihr verpflanzt ſeyd, läßt ſie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menſchen! wie oft gleicheſt du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäuſcht vom Sonnenblicke eines nahen Glückes öffneſt du dich frohen Gefühlen, träumeſt von künftigen Seligkeiten, opferſt oft deine beſten Kräfte dieſen trügeriſchen

Aussichten, und glaubst in ihrer Erfüllung mehr als irdische Zufriedenheit zu finden, bis plötzlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die stolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünsche an stets sich erneuernden Hindernissen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umsonst belehren uns tausend mißlungene Versuche, daß hienieden kein vollkommenes Glück zu finden ist; umsonst erinnern die Wunden unsers Herzens uns an alles, was wir schon gewünscht und doch nicht erhalten haben. — Die fernste Aussicht einer möglichen Verbesserung facht unseren Muth auf's neue an, und stellt uns ein anderes Gut als eben so erreichbar dar. Wozu diese rastlose Thätigkeit? wozu diese unerschöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnung auf bessere Zeiten, die doch niemahls kommen? Sollen diese Triebe uns nur zur stäten Qual gegeben seyn? Nein! dieser Gedanke wäre einer Vorsicht unwürdig, die jedes Geschöpf aus Liebe geschaffen und zur Glückseligkeit bestimmt hat. Aber auch wir sind hienieden nicht in unserem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu edleren Zwecken bestimmt, als wir hier erreichen können, ahnden wir, daß es ein reines Glück und ungemischte

Freuden gibt, und ſuchen ſie vergebens, und erſchöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entſpricht, bis endlich der Tod unſerer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freyheit gibt, dem ſchöneren Frühlinge in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen und ihre Blüthen Früchte tragen werden.

XV.

Der sterbende Schmetterling.

Da hängt sie, sterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod war jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenstande entschlüpft, kaum zu schöneren Genüssen und einem freyeren Daseyn erwacht, folgt sie gehorsam dem Rufe der Natur, entsagt dem lieblichen Herumschwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, sucht einen Gatten, und schenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgsam legte sie die Eyer in eine Spalte der Rinde, streifte ihr eigenes wollichtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutze gegen die Winterkälte zu geben, und verging dann in süßen Empfindungen von Aufopferung und Liebe über ihrem Neste, dem sie alles, sogar einen Theil ihrer selbst, gegeben hatte.

Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe und Zärtlichkeit, wie sie eigentlich deinem Geschlechte geziemt! Auch Weiber können stark und innig lieben, auch in den zärteren Seelen des schwächeren Geschlechtes entstehen mächtige Leidenschaften; aber sie müssen in ihren Äußerungen und Folgen immer den Charakter des Geschlechtes tragen, und nie bis zu dem Ungestüme der Männer empor schwellen. Glaube nicht, daß jene stürmischen Leidenschaften, wie manche Romane und Theaterstücke sie nur zu reitzend schildern, wahre Liebe seyen, jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniß achten, verletzte Pflichten durch Trugschlüsse entschuldigen, und Unschuld und Ehre im Rausche der Sinnlichkeit hinzuopfern für ein verzeihliches, ja oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichterisch schön seyn, sittlich schön sind sie gewiß nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen sie den Geliebten nicht glücklicher, und das Weib selbst in seinen Augen nicht liebenswürdig. Der sterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie ist das stille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenstand glücklich zu machen, und es nicht

achtet, wenn es in Ausübung ſeiner Pflichten ſich ſelbſt verzehrt; ſie iſt eine ſanfte Gluth, die wohlthätig wärmt, nie verheerend lodert. Unglück und Hinderniſſe erhöhen ſie, ohne ſie je ſtürmiſch zu machen, und ſelbſt in ihrer höchſten Stärke, unter dem Drucke der Leiden wie in den Augenblicken des größten Entzückens, verträgt ſie ſich mit jeder Tugend, jeder ſittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältniß, hört den leiſen Ruf der Pflicht, und opfert ſich endlich willig ſelbſt auf, wenn ſie im Kampfe mit ihr nicht mehr beſtehen kann.

XVI.

Die Johannis-Käfer.

Die heitere Sommernacht ladet uns in's Freye. Laß uns die ſtillen Gründe beſuchen, wo tiefe Schatten zu ernſten Betrachtungen ſtimmen! Sieh! was iſt das? Der beſtirnte Himmel hat ſich in das Thal herab geſenkt. Siehſt du die leuchtenden Pünctchen im Graſe, und hier den grünlichen Funken, der ſich von einem Zweige zum andern bewegt? Bald ſteht er ſtill, bald ſchwebt er vor uns hin, verliert ſich im nächtlichen Dunkel, und kommt glänzender wieder hervor.

Ich kenne euch, liebliche Weſen, leuchtende Erſcheinungen, die ihr unſere Sommernächte verſchönert! Die beſchwingten Männchen flattern umher und tragen ihr ſchönes Licht zur Schau; nichts hält ſie, nichts hemmt ihre Bewegungen. Sie ſuchen ihre Weibchen, fliegen

nach Nahrung umher, oder ſcherzen mit ihren Geſpielen. Das Weibchen lauſchet ſtill im Graſe, kann ſich nicht aufſchwingen, und nur die nächſten Hälmchen mit glänzendem Lichte beſtrahlen. Aber indeſſen das freye Männchen mit ungewiſſem Schimmer jetzt ganz verſchwindet, jetzt kaum das Blättchen erhellt, auf dem es ausruht, und bald, ungeſehen, in Gefahr geräth, zertreten zu werden, bald die Hand des Neugierigen lockt, den fliegenden Funken zu haſchen, ruht das Weibchen ſicher in dem kleinen Kreiſe, der ſie umgibt. Schon von fern erblickt der Wanderer das ſtille, grünliche Licht am Boden, nähert ſich mit leiſen Schritten, ſieht mit Wohlgefallen die nahen Pflanzen in dem ſanften Schimmer glänzen, und ſtört ihre Ruhe nicht. So erſetzte die Natur ihr wohlthätig durch helleres Licht und Sicherheit den Mangel an Freyheit.

Beneide nicht, entſchloſſene, junge Freundinn, beneide nicht das Loos der Männer, und wünſche nicht ſo ſehr, dein ſchwächeres Geſchlecht mit dem ſtärkeren zu vertauſchen, weil Natur und Verfaſſung dieſem tauſend Vorzüge und Freyheiten ertheilt haben, deren das beſchränkte Weib nicht genießen darf! Still, in dem engen

Kreiſe häuslicher Geſchäfte eingeſchloſſen, erſtreckt ſich ihre Wirkſamkeit nicht über die Mauern ihres Hauſes. Wohlſtand und Sittſamkeit verbiethen ihr jede öffentliche Handlung, jedes lautere Betragen, ja die Natur ſelbſt ſcheint ſie durch ihren zarteren Körperbau und ihre Mutterpflichten von jedem Antheil an öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen zu haben.

Aber indeß der Mann ſich ſeiner großen Vorzüge nicht ohne Gefahr erfreut, indeſſen Sorgen, Kränkungen und unnennbare Beſchwerlichkeiten den Staatsmann, den Gelehrten, den Krieger treffen, und Undank oder zweifelhafter Ruhm ihr ſpäter Lohn wird, genießt das Weib einer unbedroheten Ruhe im Innern ihres Hauſes. Hell und ehrwürdig leuchten ihre ſtillen Tugenden dem glücklichen Gatten und wenigen Freunden. Häusliche Zufriedenheit und wohlgerathene Kinder lohnen ihr ſüßer, als eroberte Provinzen oder gelungene Staatsintriguen, und ſicherer wirken ihre Tugenden durch Kinder und Enkel auf die gebeſſerte Nachwelt, wenn auch kein Stein ihren Nahmen lehrt, als die Bücherweisheit des Gelehrten, deſſen Nahmen ferne Jahrhunderte mit Erſtaunen nennen. Nein, liebes Mädchen! die Vorſicht hat nicht ſtiefmütter-

lich an unſerem Geſchlechte gehandelt, als ſie ſo unendlich weiſe jedem durch Naturgeſetze die Bahn zeichnete, die es zu wandeln hat. Jedes hat ſeine Rechte, ſeine Genüſſe, ſeine Pflichten, die, gewiſſenhaft erfüllt, nicht minder verdienſtlich ſind. Aber verderblich iſt die Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande, und eine falſche oder geringſchätzige Vorſtellung von unſeren Pflichten und Rechten macht uns bald jene verabſäumen und dieſe verlieren. Dann ſind wir freylich armſelige Geſchöpfe ohne Beſtimmung und ohne Würde; aber wir ſind es nicht durch die Natur, ſondern durch eigene Schuld.

XVII.

Die Obſtkerne.

„Schade um die vielen Kirſchen und Weichſel, die hier ungenützt auf der Erde liegen und faulen!“ ſagte Emilie geſtern zu mir, und zeigte mir im Obſtgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beſchädigter Früchte, die im Graſe zerſtreut lagen. „Schade!“ ſprach ſie, „das verdirbt nun alles ungenoſſen und nutzlos, und hätte, wenn es reif geworden oder unverſehrt geblieben wäre, das ſchönſte Obſt gegeben.“ „Nutzlos verdirbt es wohl nicht,“ erwiederte ich, „blicke einmahl um dich! ſiehſt du hier nicht aus dem Graſe eine Menge zarter Bäumchen hervorragen, kaum noch ſo hoch als die Halmen um ſie her? Wo mögen dieſe wohl hergekommen ſeyn? denn angepflanzt hat ſie hier niemand. Sieh, Emilie, die Früchte, die aus mancherley Urſachen abfallen, faulen im Graſe, und der zar-

te Keim entwickelt ſich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervor treibt, dient ihm das Fleiſch der Frucht zur erſten feinen Nahrung, ehe er noch im Stande iſt, mit ſeinen Fäſerchen die gehörige Speiſe aus dem harten Boden zu ziehen, wie junge Kinder zuerſt von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau ſtärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, ſein ſchwacher Stamm erhebt ſich nach und nach; und ſo ſind alle dieſe Bäumchen entſtanden, die einſt, durch Zweige beſſerer Art veredelt, den Obſtgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen iſt zwecklos abgefallen; denn die wenigen, aus denen kein Keim erwuchs, dienten den Vögeln des Himmels zur Speiſe, die Gott auch liebt, und für die er auch ſorgt."

„Ja, meine Freundinn, die Vorſehung iſt gütig und weiſe im Kleinſten wie im Größten. Nichts geht in ihrer Haushaltung verloren, nichts bleibt ohne Wirkung, ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze. So wenig ein Obſtkern vergebens abfällt und verweſet, eben ſo wenig geht die kleinſte Folge unſerer Handlungen verloren, wenn gleich wir kurzſichtige Sterbliche oft das Gegentheil zu ſehen glauben, und uns ſo manche Urſache ohne Folge, ſo manche Kraft

ohne entſprechende Wirkung zu bleiben ſcheinen. Jede gute oder böſe Handlung, jede Anreitzung zum Übel, jedes Beyſpiel ſtiller Tugend bringen gewiß eine Veränderung in dem Kreiſe, der uns umgibt, hervor, und dieſe verbreitet ſich ſtill und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz die erſte Veranlaſſung vergeſſen haben, mit Freude oder Schrecken die Folgen erblicken, die, ungeſehen von uns, aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchſen. O möchten unſere Handlungen immer den edeln Obſtkernen gleichen, die ſtill und geräuſchlos in's Gras hinfallen, aber ſpäter hin zu nützlichen Bäumen erwachſen, und einſt noch dem Enkel Erquickung und Schatten geben!"

XVIII.

Die Tannen.

Jetzt sind sie ausgegraben und dem Herde bestimmt, die verdorreten Tannen, die so lange des Fleißes und der Pflege des Gärtners spotteten. Alle seine Mühe und Sorgfalt war bey diesen Bäumen vergebens; sie blühten und grünten nicht mehr, ja selbst der wenige Saft, den sie noch hatten, als man sie aus ihren mütterlichen Wäldern hierher verpflanzte, vertrocknete, und die Tannen starben. Unwillig warf sie endlich der Gärtner aus dem Boden, den sie entstellten, heraus, und sieh, da wurde er gewahr, daß sie wenige oder gar keine Wurzeln hatten. Diese waren, als man die Bäumchen im Walde ausgrub, abgehauen oder verletzt worden; und nun war es wohl deutlich, warum die armen Tannen nicht gedeihen konnten. Hätte man sie in dem schützenden Schatten ihres mütterli-

chen Waldes gelaſſen, ſie hätten fortgegrünt, und wären in wenigen Jahren zu hohen nützlichen Stämmen aufgeſchoſſen, deren balſamiſchen Schatten der müde Wanderer geſegnet hätte, da ſie jetzt nichts als ein dürres unbrauchbares Reisholz ſind.

So geht es manchen jungen unerfahrenen Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauſes in die große Welt verſetzt wurden. Was ſoll hier der Anſtrich von Tugenden, den Gewohnheit und Beyſpiel ihnen geliehen, die Beſcheidenheit, welche noch nie den Lockungen der Schmeicheley zu widerſtehen hatte, die Redlichkeit, welche noch durch keine Gelegenheit, unentdeckt zu ſündigen, geprüft wurde, die Unſchuld, die noch keine Verſuchungen mit Muth und Standhaftigkeit beſiegt hatte? Die Mädchen waren gut, weil ſie noch keine Reitzung gehabt hatten, böſe zu ſeyn. Aber jetzt im Wirbel der Zerſtreuungen, von der Verführung umlagert, von falſcher Ehre gereitzt, von ſchimmernden Beyſpielen fortgeriſſen, o wie ſchnell verſchwinden da die wenigen guten Gefühle, die ihnen ſtatt Grundſätze dienten! und ſie werden verderbt, wie die, mit denen ſie umgehen. Wären ſie nie oder nur ſpät ihrer ſchü-

genden Verborgenheit entriſſen worden, ſie wären in Einfalt und Unſchuld zu guten würdigen Weibern heran gereift, ein edler Mann hätte ſein höchſtes Glück in ihren Armen gefunden, und tugendhafte Kinder ihnen einſt ihr ganzes Wohl verdankt.

XIX.

Der Laubengang.

Sieh, Freundinn, wie dicht dieſe jungen Bäumchen ihre nachbarlichen Äſte verſchränken, wie ſie ein hellgrünes Dach über unſeren Häuptern bilden, durch welches die Sonne blitzt, und die ändernden Schatten der Blätter bald auf den Weg, bald auf unſere weißen Gewänder ſtreut! Von gleicher Art und Höhe ſtehen ſie zu beyden Seiten; zu gleicher Zeit gepflanzt, mit gleicher Sorgfalt gewartet, ſtreckten ſie ſchon als zarte Stämme ihre jungen Zweige zuſammen, wuchſen mit einander und für einander, und vereinigten ſich, als ſie groß und ſtark geworden waren, zur ſchattenvollen Laube. Eins in's andere verſchlungen und verwebt, unauflöslich verbunden ſtehen ſie da, und biethen in ihrer Vereinigung den Stürmen Trotz, und ſchöpfen eines aus dem andern Kraft und Stärke.

Süßes Bild der innigen Freundſchaft und Liebe zwiſchen gleichgeſtimmten Seelen, bey gleichen Verhältniſſen, wenn keines mehr fordert als leiſtet, keines mehr empfängt als gibt, und kein Mißton, erzeugt durch den Unterſchied des Standes, der Jahre, der Gemüther, den ſchönen Zuſammenklang ſtört, wenn eines denkt, liebt und lebt wie das andere, des einen Fehler in die guten Eigenſchaften des anderen paſſen, und ſo die beyden Seelen ſich zu einem ſchönen Ganzen vereinigen, das jedem Unfalle trotzt, und das nicht für dieſe Welt allein dauert!

Aber laß uns ein wenig weiter gehen. Auch hier iſt ein bedeckter Gang, auch hier wölbt ſich ein grünes Dach über uns; aber bemerkſt du den Unterſchied? Siehſt du den ſtarken Kaſtanienbaum, wie er ſich ſtolz über die andern erhebt, und das niedrige Geſträuch vor ſich wegdrückt, das erſt zu wachſen anfing, als jener ſchon ein vollendeter Baum war? oder die hochaufgeſchoſſene Pappel, die zwar nicht älter, aber von ganz anderer Art, ſchnell empor ſtrebt, und ihre luftigen Zweige nie mit den langſam wachſenden Sträuchen vereinigen wird, die beſchämt und traurig da ſtehen, und neben den großen Nachbarn kaum Raum und Sonne genug haben,

um zu leben? Auch welkt und ſtirbt manches in der ungleichen Vereinigung, die ſeine beſten Kräfte verzehrt. Gefällt dir der Laubengang hier noch ſo gut, wie dort? und bedarfſt du wohl einer Erklärung über gleiche und ungleiche Verbindungen?

XX.

Die Weidenbäume.

Wie schön, mit welchen breiten, glänzendgrünen Blättern der kleine Weidenbusch zwischen seinen Brüdern hervor sieht! Welch ein Unterschied zwischen ihm und ihnen! wie sie mit ihren schmalen grauen Blättern, die selten und trocken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Gestrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem stärkeren Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher diese große Verschiedenheit? Siehst du nicht, Liebe, daß dieser schöne Busch aus dem abgehauenen Stamme des alten Baumes hervor wächst? und erinnerst du dich noch der struppigen hohlen Weide, die das vergangene Jahr so oft dein Mißfallen erregte? Damahls glich sie ihren Brüdern ganz, eben so welk, eben so ein Aufenthalt häßlicher

Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat ſie nahe bey der Wurzel abgehauen, und jetzt treibt ſie mit neuer Kraft ſchöne Blätter, die den Müden, der unter ihrem niedrigen Dache Schutz ſucht, freundlich vor der Mittagsgluth ſchirmen. Kein unreines Inſect benagt ſie, keine Spinne umzieht ſie mit kleberigen Fäden. Nur der reine Sonnenſtrahl ſpielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

O meine Geliebte! wenn oft unſere ungeduldige Seele über den Gang der menſchlichen Schickſale murrend zu urtheilen wagt, wenn wir ſehr geneigt ſind, das traurige Loos, das manchen unſerer Brüder in dieſen ſchrecklichen Zeiten trifft, ungerecht und grauſam zu nennen, dann laß uns des Weidenbuſches denken, der nach ſeinem Sturze ſchöner ward. Wie oft ſehen wir unter dem Drucke der Leiden ſich Tugenden entwickeln, die der ſtolze Sohn des Glückes in ſeinem ſelbſtſüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle in Herzen erwachen, die ihrer in unbedrohtem Wohlſtande nie fähig geweſen wären. Der Verluſt jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt, und die man doch ſo oft und leicht überlebt, lehrt den weiſe-

ren Unglücklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigener Mangel, eigene Hülflosigkeit schließen das erweichte Herz gegen die Noth Anderer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengröße, Verachtung des Todes gehen in den veredelten Seelen aus dem immerwährenden Kampfe mit Gefahren und Unglücksfällen hervor, und die schönste Blüthe menschlicher Tugenden, stille Aufopferung und Selbstverläugnung um des Geliebten willen, lehren nur die Gemeinschaft im Unglücke und ernste Catastrophen, wo unser und der Geliebten Wohl auf der entscheidenden Wage liegt. So, meine Freundinn, vergrößern die Übel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moralischen, und das Geschick, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieser Erde seine unerforschlichen Gänge vor unsern Blicken.

XXI.

Die eingeimpften Bäume.

Es iſt doch eine ſchöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle dieſe jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obſte freywillig aufſproßten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da ſie ſonſt nur ungenießbares Obſt gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorſichtig ſchlitzte der Gärtner die zarte Rinde auf, ſetzte ein Auge von einem edlen Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Baſt. Jetzt ändert ſich die ganze Natur des Baumes; ſein innerer Bau, die Richtung aller ſeiner Adern und Fäſerchen werden anders, er verkocht die Säfte, die er aus der Erde zieht, auf andere Art, ſeine Blätter ſaugen Thau und Luft anders ein, und dieſelbe Nahrung, dieſelben Sonnenſtrahlen bilden nun künftig ſtatt einer bittern Mandel oder ſauern Pflaume einen erröthenden Pfir-

ſich oder eine goldene Aprikoſe. So ſehr wirkt das eingeſetzte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert ſein ganzes Weſen.

Und eben ſo unwiderſtehlich wirken Umgang und freundſchaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrene zu wenig kennt, und ſich ihnen oft zu ſorglos überläßt, auf unſere Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, ſo ändert ein vertrauter Umgang unſere Denkart und Sitte. Die Gedanken unſerer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweiſe an, und fangen an, die Dinge um uns her aus dem Geſichtspuncte zu betrachten, aus welchem unſere Freunde ſie ſehen, unſere Entſchlüſſe und Handlungen fließen nicht mehr ganz allein aus unſeren Grundſätzen; manches thun wir mit Vorſatz um unſerer Freunde willen, manches, ohne daß wir uns deſſen bewußt ſind, und ſo werden wir endlich ein ganz verſchiedenes Weſen von dem, was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bey ſo wichtigen Folgen eben ſo klug handeln als der Gärtner, der nie ein Reis eines unedeln Baumes aus einer

ganz andern Gattung wählt? Nie ſollen auch wir uns an Menſchen anſchließen, deren Denkart unſere verſchlechtern könnte, oder deren Charakter und ganz verſchiedene Lage mit uns nie zuſammen ſtimmen werden. Und ſo wenig der Gärtner, wenn er nicht mit ſeinen Bäumen ſpielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerley Art auf denſelben Stamm impfen oder die heuer eingeſetzten über's Jahr heraus ziehen wird, eben ſo wenig ſollen wir, wenn wir Veredelung und Glück in freundſchaftlichen Verbindungen ſuchen, uns zugleich an mehrere Menſchen von verſchiedener Denkart anſchließen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn ſtets neue und verſchiedene Gemüther auf uns wirken, wenn eine Richtung die andere hindert, ein Eindruck den andern ſtört, wir zuletzt ein armſeliges Gemiſch von ſo vielerley Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältniſſen unſere Grundſätze und unſere Eigenthümlichkeit verloren gehen.

XXII.

Die Morgennebel.

Sieh, nun ſind ſie verſchwunden, die trüben dichten Nebel, die das heitere Angeſicht dieſes Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es über ſie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf; aber endlich erhob ſie ſich ſiegreich in ſtrahlender Pracht, und die Nebel ſanken. In ſich gerollet wichen ſie zurück, und in wolkenloſer Schönheit beſchreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hängen ſie noch, dunkelgrau und finſter, die verſcheuchten Kinder der Nacht; jeder Zephyr reißt leicht ein Wölkchen von der düſtern Maſſe ab, und führt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und deckt auf Augenblicke das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends; wenn die Sonne mit ſchwächerem Lichte ſich ihnen nähern muß, dann machen ſie

ſich auf den Fittichen des Weſtwindes auf, bedecken ihr röthliches Antlitz und den ſchönen Abendhimmel mit trübem feuchtem Schleyer, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig, wie dieſe Morgennebel, iſt die Gewalt früher Vorurtheile, böſer Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur ſpät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauern ſie im Hintergrunde der Seele. Jede ungeſtümere Regung, jede kleine Vergeſſenheit laſſen ihnen Raum, ſich hervor zu drängen und die Vernunft zu umnebeln, die ſich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglück unſere Seelenkräfte ſchwächen, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unſere alten Feinde ſtreiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Übels unſere Achtſamkeit auf das entferntere hindert, dann erheben ſie ſich in aller ihrer Stärke, verfinſtern die Vernunft, zerſtören unſere Ruhe, und das Ende unſeres Lebens gleicht ſeinem wolkigen Anfange.

XXIII.

Die Pflanzen im Schatten.

An meine Mutter.

Es iſt eine ſonderbare Bemerkung, die ich ſelbſt oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorüber geht, daß ſie ſich nähmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und, wenn dieſe ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Dieſe jungen Feigenbäumchen, die nur erſt neulich gepflanzt wurden, hängen ſie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und ſelbſt im Treibhauſe, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zuſtande leben, ſtreben Blätter und Blüthen den Fenſtern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinſte Spalte findet, ſo arbeitet ſie ſich in den ſeltſamſten Richtungen

heraus, um der freyen Luft und des unverfälschten Sonnenlichtes zu genießen. An schattigen Orten wachsen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle stehen sie da, ein gelbes, stängliges Gewächs, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grausamste Leckerhaftigkeit konnte den sinnlichen Menschen lehren, dieß angeborne Bedürfniß des Lichtes zu seinem Dienste zu unterdrücken. Er entzieht dem schlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen, er bindet den vollaufsprossenden Salat, damit seine innersten Blätter, ohne Wärme, ohne Licht, besser zum Genießen würden, und erstickt so die natürlichen Triebe, um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfniß des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfniß der Geistesthätigkeit. Wenn weder äußere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen; und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort, wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung dieses Triebes ersticken,

wo angeerbte Stumpfſinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimos, verkrüppelt und verliert ſich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es ſcheint kaum möglich, daß der unglückliche Feuerländer und Newton zu derſelben Claſſe der Geſchöpfe gehören. Dieß iſt eine traurige Folge der phyſiſchen Beſchaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menſchliche Gefühl iſt nicht die grauſame Selbſtſucht des wollüſtigen, eiferſüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menſchengeſchlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntniß, jeden Schimmer der Wahrheit neidiſch entzieht, und ſie nach ſeinen Religionsbegriffen ſogar von den Freuden des Paradieſes ausſchließt, um ſie tief fühlen zu laſſen, daß ſie keinen Anſpruch auf einen unſterblichen Geiſt und deſſen Bildung machen dürfen, um ungeſtört nach allen ſeinen Launen über ſie zu herrſchen, und Weſen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Bruſt tragen, zu gedankenloſen Werkzeugen ſeiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie überall, ſchrecklich die Über-

tretung ihrer Geſetze. Der Geiſt dieſer Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, ſeinen Durſt nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, ſtrebt durch tauſend laſterhafte Krümmungen zum Ziele. Cabalen und Intriguen ſind ihre einzige Beſchäftigung, und die Ausführung ihrer ſelbſtſüchtigen Plane der einzige Raum, in dem ſich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsſtätten der ungeheuerſten Verbrechen und Laſter. Trauriges Loos des menſchlichen Geiſtes, wenn er, den verkünſtelten Pflanzen gleich, welken oder ausarten muß, damit andere Menſchen ſich im ruhigen Genuß ihrer Lüſte freuen können!

XXIV.

Die Aſtern.

Es iſt wahr, liebe Freundinn, die Aſtern ſind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor iſt der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch ſind ſie ſchön, und es lohnt die Mühe, ſie zu betrachten. Sieh, welche Verſchiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Buſen mit dichten Blätterreihen umſäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, ſondern mit hochgewölbter Bruſt den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einſaugen. Welche leichte Geſtalten! Wie ſich dieſe Sterne auf ſchlanken Stängeln wiegen, vor dem leiſeſten Lüftchen ihre Häupter bald ſenken, bald erheben, und ſo dem Auge ein immer wechſelndes Farbenſpiel biethen! Aber ihre Pflege war mühſam, und

koſtete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Raſenſaume ſtehen auch Aſtern; aber wie verſchieden ſind ſie! Klein, unanſehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter ſtehen ſie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch ſind ſie aus demſelben Samen erwachſen, wie jene prächtigen Büſche, aus demſelben Samen, der vorigen Herbſt von eben ſo ſchönen Blumen kam. Ich ſah es ſelbſt, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüſch ſtreute, wo ſie in ſandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtſamkeit heran wuchſen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um ſie herum ausgätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Iſt es nun ein Wunder, daß ſie, dem Zufalle überlaſſen, in dieſer gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu ſeyn ſcheinen?

O meine Freundinn! du biſt Mutter, du haſt auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweyerley Aſtern nie aus deinem Gemüthe ſchwinden! Wenn der Gärtner, um ſchöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunſt das Erdreich miſchen, zuerſt die Samen dem

warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeete verſetzen, ſie dort warten, begießen, gäten, an Stäbe binden, und ſo ihnen alle Treue leiſten konnte: was ſoll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenen die Cultur iſt, iſt den jungen Menſchen die Erziehung; — und um wie viel höher dieſe ſtehen, um ſo ſorgfältiger ſey ihre Pflege, um ſo beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner ſtiller Häuslichkeit entwickeln ſich zuerſt die jungen Pflanzen; gutes Beyſpiel und lehrreicher Unterricht umſtrahle ſie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden böſen Eindruck ab von der reinen Seele, der jedes neue Talent, jede Kenntniß neuen Reiz geben, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glücklichen Mutter entfaltet ſteht. O Liebe! welches Gefühl iſt mit dieſem zu vergleichen! welche Belohnung könnte reicher, welche Verheißung lockender ſeyn, unſere Pflicht ſtrenge zu erfüllen, als die Erwartung dieſer mehr als irdiſchen Freuden, die, da ſie reines Werk des Gemüthes ſind, nur durch dasſelbe genoſſen werden können, und uns ſo der Seligkeit übermenſchlicher Weſen nähern!

XXV.

Die Herbſtgegend.

Der Herbſt herrſcht bereits in unſeren Gegenden. Noch ſtehen zwar die Bäume dicht und ſchön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemiſche des verſchiedenen Grüns die glattgemähete Wieſe; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig ſproſſenden Raſen. Gelb und unanſehnlich ſtehen die Überreſte des Graſes; von der Gluth der Sommerſonne ausgebrannt, neigen ſie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe, zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige ſein verborgenes Neſt, keine Jungen heißen die Ältern mit lautem Gezwitſcher willkommen, fordern ihre Speiſe, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher Glückſeligkeit. Nur die bläuliche Meiſe durchflat-

tert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehüllt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach

entfeſſeln, dieſe Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingsſonne mit lächelndem Angeſichte, und freut ſich, die Erde wieder ſo ſchön zu ſehen, und ſchüttet ihre ſegensvollſten Einflüſſe auf ſie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns alles im Roſenlichte; aber ſie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflöſende Tod, und in dieſer jugendlichen Hülle tragen wir ſchon den Keim ihrer Zerſtörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn, wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenſtände entzücken, die jetzt unſer Glück machen? Vielleicht ſprießen die nächſten Veilchen auf unſeren Grabhügeln! Dann kommt die Frühlingsſonne, die uns ſo oft zu neuen Freuden weckte, und findet unſere Spur nicht mehr, und ſchimmert ſo ſchön in den Thautropfen, die an den Blumen unſeres Hügels zittern, als ſie einſt in den Freudenthränen ſchimmerte, die von unſeren Wangen floſſen. Aber wir trauern nicht. Jenſeit der engen nächtlichen Behauſung, jenſeit des winterlichen Grabes lacht uns ein beſſerer Frühling, ein Frühling, deſſen edlere Blumen nie verwelken, deſſen ſchönere Sonnen nie untergehen

werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unſcheinbare Hülle; alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für dieſe Welt zu groß waren, entwickeln ſich gleich ſeinen Flügeln. Seine unerſättlichen Wünſche nach Glückſeligkeit ſind erfüllt, und das veredelte Weſen ſchwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXVI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche, grenzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden. Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reitzende Landschaft schlingt. Alles lebt, alles webt da unten. Carossen rollen durch die Straßen der Stadt, Menschen gehen hin und her und treiben ihre Geschäfte, Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusch, beladene Wagen rasseln über

XXIII.

Die Pflanzen im Schatten.

An meine Mutter.

Es iſt eine ſonderbare Bemerkung, die ich ſelbſt oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorüber geht, daß ſie ſich nähmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und, wenn dieſe ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Dieſe jungen Feigenbäumchen, die nur erſt neulich gepflanzt wurden, hängen ſie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und ſelbſt im Treibhauſe, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zuſtande leben, ſtreben Blätter und Blüthen den Fenſtern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinſte Spalte findet, ſo arbeitet ſie ſich in den ſeltſamſten Richtungen

heraus, um der freyen Luft und des unverfälschten Sonnenlichtes zu genießen. An schattigen Orten wachsen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle stehen sie da, ein gelbes, stängliges Gewächs, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grausamste Leckerhaftigkeit konnte den sinnlichen Menschen lehren, dieß angeborne Bedürfniß des Lichtes zu seinem Dienste zu unterdrücken. Er entzieht dem schlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen, er bindet den vollaufsprossenden Salat, damit seine innersten Blätter, ohne Wärme, ohne Licht, besser zum Genießen würden, und erstickt so die natürlichen Triebe, um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfniß des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfniß der Geistesthätigkeit. Wenn weder äußere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen; und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort, wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung dieses Triebes ersticken,

wo angeerbte Stumpfſinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimos, verkrüppelt und verliert ſich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es ſcheint kaum möglich, daß der unglückliche Feuerländer und Newton zu derſelben Claſſe der Geſchöpfe gehören. Dieß iſt eine traurige Folge der phyſiſchen Beſchaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menſchliche Gefühl iſt nicht die grauſame Selbſtſucht des wollüſtigen, eiferſüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menſchengeſchlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntniß, jeden Schimmer der Wahrheit neidiſch entzieht, und ſie nach ſeinen Religionsbegriffen ſogar von den Freuden des Paradieſes ausſchließt, um ſie tief fühlen zu laſſen, daß ſie keinen Anſpruch auf einen unſterblichen Geiſt und deſſen Bildung machen dürfen, um ungeſtört nach allen ſeinen Launen über ſie zu herrſchen, und Weſen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Bruſt tragen, zu gedankenloſen Werkzeugen ſeiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie überall, ſchrecklich die Über-

tretung ihrer Gesetze. Der Geist dieser Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, seinen Durst nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, strebt durch tausend lasterhafte Krümmungen zum Ziele. Cabalen und Intriguen sind ihre einzige Beschäftigung, und die Ausführung ihrer selbstsüchtigen Plane der einzige Raum, in dem sich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsstätten der ungeheuersten Verbrechen und Laster. Trauriges Loos des menschlichen Geistes, wenn er, den verkünstelten Pflanzen gleich, welken oder ausarten muß, damit andere Menschen sich im ruhigen Genuß ihrer Lüste freuen können!

XXIV.

Die Aſtern.

Es iſt wahr, liebe Freundinn, die Aſtern ſind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor iſt der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch ſind ſie ſchön, und es lohnt die Mühe, ſie zu betrachten. Sieh, welche Verſchiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Buſen mit dichten Blätterreihen umſäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, ſondern mit hochgewölbter Bruſt den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einſaugen. Welche leichte Geſtalten! Wie ſich dieſe Sterne auf ſchlanken Stängeln wiegen, vor dem leiſeſten Lüftchen ihre Häupter bald ſenken, bald erheben, und ſo dem Auge ein immer wechſelndes Farbenſpiel biethen! Aber ihre Pflege war mühſam, und

koſtete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Raſenſaume ſtehen auch Aſtern; aber wie verſchieden ſind ſie! Klein, unanſehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter ſtehen ſie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch ſind ſie aus demſelben Samen erwachſen, wie jene prächtigen Büſche, aus demſelben Samen, der vorigen Herbſt von eben ſo ſchönen Blumen kam. Ich ſah es ſelbſt, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüſch ſtreute, wo ſie in ſandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtſamkeit heran wuchſen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um ſie herum ausgätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Iſt es nun ein Wunder, daß ſie, dem Zufalle überlaſſen, in dieſer gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu ſeyn ſcheinen?

O meine Freundinn! du biſt Mutter, du haſt auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweyerley Aſtern nie aus deinem Gemüthe ſchwinden! Wenn der Gärtner, um ſchöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunſt das Erdreich miſchen, zuerſt die Samen dem

warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeete verſetzen, ſie dort warten, begießen, gäten, an Stäbe binden, und ſo ihnen alle Treue leiſten konnte: was ſoll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenen die Cultur iſt, iſt den jungen Menſchen die Erziehung; — und um wie viel höher dieſe ſtehen, um ſo ſorgfältiger ſey ihre Pflege, um ſo beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner ſtiller Häuslichkeit entwickeln ſich zuerſt die jungen Pflanzen; gutes Beyſpiel und lehrreicher Unterricht umſtrahle ſie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden böſen Eindruck ab von der reinen Seele, der jedes neue Talent, jede Kenntniß neuen Reiz geben, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glücklichen Mutter entfaltet ſteht. O Liebe! welches Gefühl iſt mit dieſem zu vergleichen! welche Belohnung könnte reicher, welche Verheißung lockender ſeyn, unſere Pflicht ſtrenge zu erfüllen, als die Erwartung dieſer mehr als irdiſchen Freuden, die, da ſie reines Werk des Gemüthes ſind, nur durch dasſelbe genoſſen werden können, und uns ſo der Seligkeit übermenſchlicher Weſen nähern!

XXV.

Die Herbſtgegend.

Der Herbſt herrſcht bereits in unſeren Gegenden. Noch ſtehen zwar die Bäume dicht und ſchön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemiſche des verſchiedenen Grüns die glattgemähete Wieſe; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig ſproſſenden Raſen. Gelb und unanſehnlich ſtehen die Überreſte des Graſes; von der Gluth der Sommerſonne ausgebrannt, neigen ſie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe, zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige ſein verborgenes Neſt, keine Jungen heißen die Ältern mit lautem Gezwitſcher willkommen, fordern ihre Speiſe, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher Glückſeligkeit. Nur die bläuliche Meiſe durchflat-

tert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehüllt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach

entfeſſeln, dieſe Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingsſonne mit lächelndem Angeſichte, und freut ſich, die Erde wieder ſo ſchön zu ſehen, und ſchüttet ihre ſegensvollſten Einflüſſe auf ſie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns alles im Roſenlichte; aber ſie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflöſende Tod, und in dieſer jugendlichen Hülle tragen wir ſchon den Keim ihrer Zerſtörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn, wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenſtände entzücken, die jetzt unſer Glück machen? Vielleicht ſprießen die nächſten Veilchen auf unſeren Grabhügeln! Dann kommt die Frühlingsſonne, die uns ſo oft zu neuen Freuden weckte, und findet unſere Spur nicht mehr, und ſchimmert ſo ſchön in den Thautropfen, die an den Blumen unſeres Hügels zittern, als ſie einſt in den Freudenthränen ſchimmerte, die von unſeren Wangen floſſen. Aber wir trauern nicht. Jenſeit der engen nächtlichen Behauſung, jenſeit des winterlichen Grabes lacht uns ein beſſerer Frühling, ein Frühling, deſſen edlere Blumen nie verwelken, deſſen ſchönere Sonnen nie untergehen

werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unſcheinbare Hülle; alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für dieſe Welt zu groß waren, entwickeln ſich gleich ſeinen Flügeln. Seine unerſättlichen Wünſche nach Glückſeligkeit ſind erfüllt, und das veredelte Weſen ſchwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXVI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche, grenzenloſe Ausſicht iſt hier vor unſern Blicken verbreitet! wie unermeßlich dehnt ſich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menſchen, eine große geräuſchvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlöſſer, die ihre weit umſchauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landſitze, die Wohlſtand und Bequemlichkeit verkünden. Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majeſtätiſche Strom, der ſeine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reitzende Landſchaft ſchlingt. Alles lebt, alles webt da unten. Carroſſen rollen durch die Straßen der Stadt, Menſchen gehen hin und her und treiben ihre Geſchäfte, Handwerker und Künſtler arbeiten nicht ohne Geräuſch, beladene Wagen raſſeln über

die Landstraßen, Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit beleben und belästigen jene ungeheure Hauptstadt — und hier! welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch! Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbrechen die feyerliche Stille, und mischen sich in's sanfte Gelispel der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnere dich, o Freundinn, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewigreinem Lichte, erhaben über Leidenschaften, über Eigennutz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhältnisse so, wie sie wirklich sind. Nie erhebt der Ehrgeitz seine gebiethende Stimme bis zu ihr, die Lockungen der Wollust erreichen ihren hohen Sitz nicht; kein täuschender Wahn stört ihre Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit

allen ihren leiſen und doch ſo mächtigen Stimmen; ſie ruht im Arme der Freundſchaft, und fühlt auf ihrer Höhe ſich dem verwandten Himmel näher.

XXVII.

Der Garten im September.

Schon ſinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen ſich die Schatten über die Fläche, und ein friſches Lüftchen weht über die Haferſtoppeln her, und kreiſelt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendſchein die finſteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einſt um dieſe Stunde noch im Sonnenlichte ſchimmerte. Vorbey iſt die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle! verſchwunden ſind die ſchönen, langen Tage des Lenzes! von allen den tauſend und tauſend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden ſchmückten, iſt auch nicht Eine mehr da. Das Jahr hat ſeine Jugendzeit verlebt, und ſteht im Mannesalter näher dem ſinkenden Herbſte. Aber auch dieſe Zeit hat die

gütige Natur nicht ohne Reitze und Genüsse gelassen. Wo sich einst Blüthe an Blüthe drängte, und schwellende Knospen entfalteten, da reifen jetzt köstliche Früchte. Hier beugen süße Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückenden Hand herab, dort fangen, wie an Schnüre gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen streifige Äpfel, und da blickt der Pfirsich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne strahlt milde und belebend vom dunkelblauen Himmel; eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächsen den Saft zur höchsten Reife. Der Mensch geht, ungedrückt von der Hitze, an den fruchtbeladenen Geländern vorbey, genießt mit vollen Zügen der lauen, reinen Luft, und weidet seine Augen mit stillem Wohlgefallen an der Vollendung alles dessen, was der blühende Frühling nur versprach.

Du klagest, meine Freundinn, über die Flucht unserer Jugend und ihrer Freuden. Es ist wahr, jene Zeit der fröhlichen Unbefangenheit, der immer regen Empfindungen ist vorüber. Manche Sorge, manche mühsame Beschäftigung haben die Schwingen unserer Phantasie gelähmt, und unseren Geist in die kalte Wirklichkeit zurück geführt. Tanz und rauschende Freu-

XXVII.

Der Garten im September.

Schon ſinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen ſich die Schatten über die Fläche, und ein friſches Lüftchen weht über die Haferſtoppeln her, und kreiſelt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendſchein die finſteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einſt um dieſe Stunde noch im Sonnenlichte ſchimmerte. Vorbey iſt die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle! verſchwunden ſind die ſchönen, langen Tage des Lenzes! von allen den tauſend und tauſend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden ſchmückten, iſt auch nicht Eine mehr da. Das Jahr hat ſeine Jugendzeit verlebt, und ſteht im Mannesalter näher dem ſinkenden Herbſte. Aber auch dieſe Zeit hat die

Sehnſucht, womit er am Abend in ſein friedliches Haus zurück eilt, in den Tugenden des wachſenden Geſchlechtes ernten wir tauſendfach die Früchte, die der lachende Frühling uns verſprach.

XXVIII.

Die Blüthen im Herbſte.

Die Äquinoctialſtürme haben ausgetobt, der häufige Regen, den ſie mitbrachten, hat aufgehört. Die Sonne ſtrahlt ſeit ein paar Tagen wieder am wolkenloſen Himmel, und mit offenen Sinnen eile ich aus der langen Gefangenſchaft wieder ſehnſüchtig in den Garten. Welche Überraſchung! welcher erfreuliche Anblick! Das Gras, welches die Gluthen des Sirius verbrannt hatten, grünet wieder, dort und da ſchließt ſich eine verſpätete Blume auf — und wie? Täuſcht mich mein Auge nicht? Steht hier nicht am Apfelbaume eine Blüthe? entfaltet nicht die prächtige Roßkaſtanie neben der verwelkten Laube neue hellgrüne Blätterbüſchel? glänzt nicht dort eine ihrer ſchönen Blumenpyramiden? Wahrlich das Jahr ſcheint verjüngt — laue Lüfte, wie des Frühlings, umwehen mich — Blüthen ent-

ſprießen, Alles ſcheint aufzuleben — Alles auf ſchönere Tage hinzudeuten.

Aber ach! wie lange wird dieſe Täuſchung währen? Ihr Blüthen des Herbſtes, ihr verſpätete Kinder einer allzu milden Sonne, euere Erſcheinung erfüllt mich mit ſtiller Wehmuth! Was ſollen dieſe Anſtrengungen, denen kein Erfolg entſpricht? Was ſoll dieſer, nur der Jugendzeit des Jahres gehörige, Schmuck? Ach, nur zu bald werden die Stürme wieder kehren, der Flur den unzeitigen Reitz rauben, und das ganze liebliche Bild in Nebel und Froſt begraben!

Und was ſollen euch, allzu weiche weibliche Seelen, denen ich im Stillen dieſes Blatt weihe, was ſollen euch in ſpäteren Jahren die Gefühle zärtlicher Art, die nur der Antheil blühender Jugend ſeyn dürfen, ihr einſamen Weſen, denen ein ſtrenges Schickſal vielleicht die Freuden der Gattinn und Mutter verſagt hat, und die ihr nun im unbefriedigten Buſen die Sehnſucht und die Empfindungen ſchönerer Tage friſch und unbeantwortet bewahret? Kalt und unempfindlich leben die, die mit euch jung waren, neben euch, und achtlos geht das ſpäter entblühte Geſchlecht an euch vorüber. — Darum ſchließet, o ſchließet ſorgfältig das Heiligthum eurer Her-

zen, daß der Spötter ſeine glühende Tiefe nicht ſehe! ergebet euch keinem triegeriſchen Scheine von Annäherung und Anhänglichkeit, dem es ſicher an Beſtande fehlen muß! überzeuget euch, daß euer Winter naht, richtet den Blick auf ernſtere Gegenſtände — lernet, was dem menſchlichen, dem weiblichen Herzen am ſchwerſten fällt, eure Gefühle in euch zurück drängen, und ſuchet in nützlicher Wirkſamkeit für Andere eine Haltung des Lebens, die euch, wo nicht Freude, doch Zufriedenheit und Gefühl des inneren Werthes gibt!

XXIX.

Die Knoſpen im Herbſte.

Nun ſind alle Freuden des Gartens verſchwunden. Entblättert ſtehen die Geſträuche, verödet die Beeten; der Obſtgarten, ſeiner Schätze beraubt, ſtreckt die blätterloſen Äſte in die trübe Novemberluft empor. Nur einzeln blüht noch hier und dort das purpurfarbene Chryſanthemum, und der goldene Helianthus ſtrahlt mit ſeinen flammenden Sternen durch den Nebelflor. Wie ſtill iſt Alles um mich her! Alles deutet auf Abſchied, auf Ruhe nach den geſchäftigen Freuden des Sommers. Dort hüllt der Gärtner das weiche Kind milderer Zonen, den Feigenbaum, in ſchützende Hüllen, hier liegt Jasmin und Clematis unter Laubdecken vor dem Froſte geſichert; erſchöpft und müde erwartet die Natur die Ankunft des Winters und den tiefen eiſernen Schlaf. Aber mitten unter dieſen düſtern Umge-

bungen wandle ich fröhlich umher, und beſehe, indeß die Freuden dieſes Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühendrothen Knoſpen des geſtriemten Ahorns, dort die grünen Spitzen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbäumen dieſe runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen ſtehen, lauter künftige Blüthen, lauter Verheißungen ſüßer Freuden, die ſich am milden Strahle der Frühlingsſonne entfalten werden. Wie ſchön wird dann der Garten wieder ſeyn! Wie viel liebliche Stunden werden uns im Schatten der neubelaubten Bäume bey traulichen Geſprächen, bey muntern Spielen verfließen!

Wo iſt nun der Winter mit ſeinen Schrecken? wo ſind die düſtern Bilder von Abſchied und Tod? Vergeſſen über den Ausſichten kommender Freuden, verſchwunden vor den leuchtenden Strahlen der Hoffnung. So mächtig iſt ihr Zauber und ſo wohlthätig weiſe die Einrichtung der Natur, daß ſie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu biethen vermag, uns wenigſtens die Knoſpen künftiger Blüthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die weite Welt den kühnen Blicken offen ſteht, ſchwebt die freundliche Hoffnung glänzend vor dem freu-

digen Blicke, auch in den heißen Tagen des männlichen Alters, auch in trüben Stunden knüpft ſie mit geheimen Fäden Lebensluſt und Kraft an das wunde Herz, und läßt in ihrem Zauberſpiegel dem Greiſe, vor dem dieſe Welt in nichtige Schatten zerfließt, die künftige ſchöner empor ſteigen, und ſchmeichelt ihm tröſtend mit dem Wiederſehen voran gegangener Lieben.

XXX.

Das Gartenbeet.

Heute ſah ich den fleißigen Gärtner ein Beet im Küchengarten umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fing an, ſie in zierlicher Ordnung in die aufgelockerte Erde zu ſetzen. „Aber die Pflanzen können ja dieſes Jahr nicht mehr wachſen," ſagte ich, „der Herbſt iſt nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr." „Sie ſollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen," erwiederte er; „jetzt werden ſie gepflanzt, und dann, wenn ſie Wurzel faſſen und zu ſprießen anfangen, fällt ein günſtiger Schnee und bedeckt ſie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieſer Decke wachſen meine Pflänzchen ſicher fort, bis die Natur erwacht, und der junge Frühling Alles zu neuem Leben ruft. Dann ſtehen ſie ſchon als ſchöne vollendete Stauden da, wäh-

rend rings umher noch kaum das Gras ſeine jungen Spitzen aus der Erde hervor drängen kann, und man pflückt ihre zarten erſten Blätter ab, eine geſunde, angenehme Speiſe."

Glaubſt du nicht, Freundinn, daß der Gärtner weiſe gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling ſorgte? und ſollen wir ihm in einer gewiſſen Rückſicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein beſſerer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooße der Erde, aus dem ein ſchöneres Morgenroth uns weckt. Laß uns für dieß Erwachen ſorgen; es ſey ſo ſchön, ſo beglückend, als es für einen Bewohner unſeres Sternes ſeyn kann! Durch ſtille Tugenden, durch vielſeitige Ausbildung unſeres Geiſtes, durch ſtrenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höheren Seligkeit werth machen; wir wollen ſo gut zu werden ſtreben, als wir können, wenn wir hier gleich keinen, unſerem Beſtreben angemeſſenen, Lohn finden, und das, was wir ſäen, hiernieden nicht zur Reife kommt. Unſere Erde iſt nur die Wiege des menſchlichen Geiſtes. Wenn unſere Hülle im ſtillen Grabe verweſet, dann erwacht er zu einem beſſeren Daſeyn, und ſeine Tugenden folgen ihm nach; ſie erheben ihn auf eine höhere

Stufe von Erkenntniß und Seligkeit, und machen ihn eines Glückes fähig, das in gleichem Verhältniß immerfort wächst und steigt. Wenn zahllose Geister, kaum den Fesseln der Sinnlichkeit und der niederdrückenden Macht der Leidenschaft entronnen, mühsam aufwärts klimmen, schwinget die reinere schönere Seele sich freudig empor, und eilt durch die gränzenlose Ewigkeit mit ihren Vorzügen fort.

XXXI.

Der Herbſtwind.

Der rauhe Herbſtwind ſauſet in den Bäumen, ſchüttelt ihr leicht fallendes Laub auf die Erde, und fährt ſchneidend über die Wieſe hin, die keine Blume mehr ziert. Mit ſchnellen Schritten entfernen wir uns aus dem kalten Schatten, und ſuchen die freyen Plätze, wo die niedrige Sonne am hohen Mittage nur laue Strahlen wirft, und wärmen uns mit Wolluſt in dem milden Schimmer. O, wie ſo verändert iſt die Scene! Vor wenigen Wochen flohen wir die offene Sonne, weil ihre ſengenden Strahlen uns ermattend drückten, und ſuchten emſig die Kühlung grüner Dunkelheit und die Labung der Quelle im innerſten Heiligthume des Hains. Da ſegneten wir ſeufzend das Lüftchen, das ſelten genug durch das ſtille Laub fliſterte, und harrten ſchmachtend der Erquickung des zögernden Abends. Bald, bald wird der ſchiefere Sonnen-

ſtrahl noch matter, der Herbſtwind noch ſchneidender werden. Dann entblättert er den Wald und feſſelt den Bach, der jetzt noch durch die Wieſen rauſcht; dann wird ſelbſt die rauhe Luft, die uns ſo empfindlich ſcheint, noch erträglich ſeyn, und, wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genannt werden.

Und dennoch erträgt der Menſch dieſe großen Abwechſelungen ohne Schaden für ſein Wohl; er lebt geſund und vergnügt, wenn vor dem eiſigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erſtarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde ſengt, und ſegnet eben ſo freudig den ſeltenen Sonnenblick, der die dunkeln Decembertage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiße Flur träufelt. Still und allmählich gewöhnt ſich die Empfindung an die verſchiedenſten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat ſchätzen, was ihr einſt unerträglich ſchien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig iſt deine ſtille Gewalt für den Menſchen, den Natur und Schickſal ſo vielen Veränderungen hülflos bloßſtellten! Mit ſanfter Hand lüfteſt du die eiſernen Bande des Unglücklichen,

die ihn im erſten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr Druck wird endlich unfühlbar und ihr Verluſt zuletzt empfindlich. Du lehrſt uns das, was uns einſt unentbehrlich ſchien, als überflüßig betrachten, du kehreſt von dem bitterſten Schickſale noch eine gute Seite uns zu, und unter deinen leiſen Tritten keimen ſelbſt in Wüſten Blumen hervor.

Jetzt in dieſen Tagen allgemeiner Zerſtörung und Trauer, wo ſo mancher Glückliche, von ſeiner Höhe geſtürzt, kaum ſeinen ehemahligen Dienern an Wohlſtand gleicht, lehreſt du ihn, ſich an Armuth und Dunkelheit gewöhnen. Nach und nach vergißt er ſeiner vorigen Herrlichkeit, nimmt, von dir unterwieſen, aus der Hand eines ſpärlichen Glückes dankbar kleine Freuden an, die er wohl einſt verſchmäht hätte, und nennt einen Zuſtand Überfluß, den er einſt als bitteren Mangel gefürchtet haben würde.

O, wie väterlich hat die Vorſicht auch hierin für die armen Sterblichen geſorgt, indem ſie in Zeit und Gewohnheit die mächtigſten und unausbleiblichſten Tröſtungen, denen kein Schmerz, wie tief, wie lieb er immer ſeyn mag, widerſtehen kann, legte, und ſo das Menſchenherz, ſelbſt wider ſeinen Willen, zum Glücke zurück führet!

XXXII.

Der bewachsene Stein.

An meinen Gemahl.

Sieh, Geliebter, diesen bewachsenen Fleck Erde am Ufer des Baches, wie schön er im Sonnenglanze spielt! Noch vor wenig Jahren war es ein kahler Stein, ohne Gräschen, ohne Moos, ja so gar ohne Erde, worin die Wurzeln hätten haften können. Aber der Bach hatte einst im Frühlinge seine Gestade übertreten, und als er sich wieder zurück zog, blieb düngender Schlamm auf dem Steine liegen. Bald entwickelten sich Pflanzenkeime in der zarten Bekleidung; aber ohne genugsamen Boden zum Wachsen welkten sie bald am Sonnenstrahle dahin, und ihre verfaulten Körperchen mehrten die fruchtbare Erde, so daß die zweyten Pflanzen schon stärkere Wurzeln fassen konnten. Auch

ſie verdorreten endlich. Ein ſtärkeres Geſchlecht größerer Kräuter fand Erde genug, um fortzukommen; und ſo bekleidete ſich endlich der nackte Stein. Aber Kräuter und Gräſer müſſen verwelken, neue Geſchlechter entſtehen und wieder zu Grunde gehen, bis in genug tiefer und fruchtbarer Erde die Zierde des Pflanzenreichs, der ſchattige Baum, erwachſen kann.

Wenn hier ein düſterer Philoſoph in den Begebenheiten unſerer Zeit nur eine Wiederhohlung der Vergangenheit ſieht, wenn er zu bemerken glaubt, daß Alles langſam bis zu einer gewiſſen Stufe empor ſteigt, und dann wieder zuſammen ſtürzt, damit ſich aus den Trümmern dieſelben Auftritte bilden können ohne Fortgang, ohne Vervollkommnung des Ganzen, wenn dort ein Menſchenfreund über das Loos ſeiner Brüder weint, die millionenweiſe in phyſiſchen und moraliſchen Revolutionen unbemerkt und unberechnet zu Grunde gehen, wenn wir ſelbſt in trüben Stunden bey unerklärbaren Schickſalen, die das häusliche und öffentliche Glück unſerer Brüder zerſtören, nur eiſerne Naturgeſetze und keine Spur einer liebenden, waltenden Vorſicht zu bemerken glauben, dann, Geliebter, laß uns an den bewachſenen Stein am

Ufer denken! Laß uns denken, daß das Geſetz, nach welchem ſich die Pflanzenwelt vervollkommnet, dasſelbe iſt, nach welchem die Menſchheit auf höhere Stufen der Veredelung empor ſteigt, und mit frohem dankbarem Gefühl in den Jahrbüchern der Geſchichte bemerken, daß unſer Brudergeſchlecht aus jeder ſchrecklichen Erſchütterung ſchöner wieder hervor ging! Roms ungeheure Laſter unterwarfen das entartete Geſchlecht dem Joche unverdorbener Barbaren, deren rohe Tugenden, durch die Lehren des Chriſtenthums veredelt, nie wieder bis zu jenen Gräueln herabſanken. In den finſtern Zeiten des Fauſtrechts entſtanden blühende Städte, ein ſchöner Morgen der Wiſſenſchaften brach endlich nach jener langen Nacht an; und wir müſſen geſtehen, daß wir auf einer höheren Stufe ſtehen, als alle verfloſſenen Jahrhunderte. Aber wie die erſten Pflanzen auf dem Steine verwelken mußten, damit ſich immer edlere Keime und zuletzt ein Baum entwickeln konnten, ſo mußten auch traurige Erſchütterungen vorher gehen, um dem Guten die Verhältniſſe, unter denen allein es gedeihen konnte, zu bereiten, und das Menſchengeſchlecht nach tauſend Verirrungen für das Geſchenk der Vorſicht empfänglich zu machen. Das

Unglück vergangener Zeiten lehrte die künftigen weiſe ſeyn, und alle Künſte und Kenntniſſe, ja ſelbſt die meiſten unſerer Tugenden ſind Kinder der Noth und der Gefahren. So laß uns hoffen, daß es auch künftig ſeyn werde, und daß die Vorſicht der gequälten Menſchheit einen Zuſtand von Ordnung und Sittlichkeit beſtimmt habe, den ſie mit allem gegenwärtigen Elende nicht zu theuer erkauft!

XXXIII.

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeeten hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittichen durch die Fluren brauset, wo dann kein dichtbelaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grüne Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt. Am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten und sanft säuselnde Lüfte,

und wenn ein Sturm ſich erhebt, wandelt er unbeſorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchſten Gipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weiſe ſtill und ſicher in der ſchützenden Verborgenheit eines einfachen anſpruchloſen Lebens, das ihn dem täuſchenden Schimmer des falſchen Glückes entzieht, und, wenn die Stürme des Schickſals drohen, ihn freundlich in ſeinen Schatten nimmt. Zufrieden mit ſeinem mäßigen Looſe läßt er die ſogenannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußeren Schimmers wandeln, wo ſie von vielen bemerkt, bey nahe von eben ſo vielen beneidet und getadelt werden, wo ſie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn ſich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn ſeine glückliche Verborgenheit allen dieſen Unfällen entzieht.

XXXIV.

Der Garten im November.

Komm in den Garten, Freundinn! Sieh, auch die winterliche Gegend iſt ſchön, und es fehlt der ſchlummernden Natur nicht an eigenen Reitzen. Zwar ſchmückt kein Gras, keine Blume mehr den Boden, die Quelle rauſcht nicht mehr durch's Gebüſch, und kein kühlender Zephyr wühlt in dichtbelaubten Äſten. Aber dennoch grünen hier und dort ein zitterndes Moosfäſerchen oder die immer friſchen Miſtelbüſche, die an den Zweigen der Eiche ſchwanken. Die blätterloſen Bäume ſtrecken ihre kahlen Arme in die dunkelblaue Luft empor, und entziehen uns den Anblick des Himmels nicht mehr und der ſilbernen Wölkchen, die durch den reinen Äther ſegeln. Ungehindert dringt der erquickende Strahl der Winterſonne durch die kleinſten Zwiſchenräume; und durch die Büſche, die ſonſt dem forſchenden

Blicke wehrten, erblickt man jetzt die geſchlungenen Pfade, die ſich in angenehmer Regelloſigkeit durch das Wäldchen winden, dort die Brücke und die Urne im Schooße des Thals, hier die einſame Hütte und den Fels, aus dem ſonſt die Quelle ſprudelt, und wie der ſchmale Pfad, ein gemeinſames Band, von einem zum andern läuft, und alle freundſchaftlich verbindet. Deutlich liegt das alles vor unſeren Augen, man könnte den Plan aufzeichnen; und dieß ungewohnte klare Beſchauen gewährt ein beſonderes Vergnügen.

Möchte die gütige Vorſicht, o meine Geliebte, einſt unſer Alter dieſer Wintergegend gleichen laſſen! Wenn der Sonnenſtrahl der Jugend verglühet hat, und nur ſeltne Schimmer unſere Tage erhellen, wenn Zeit und Erfahrung die meiſten Blumen unſerer Freuden abgeſtreift haben, kein heißes Gefühl mehr unſer Herz raſch bewegt, keine glühende Leidenſchaft die Keime unſeres Geiſtes entwickelt und reift, und ſelbſt die ſüße Gefährtinn unſerer einſamen Stunden, die lieblichſte Schöpferinn Phantaſie, allmählich den Fittich ſenkt, auch dann noch können wir glücklich ſeyn, wenn wir nur des Glückes empfänglich bleiben. Manche Freude blühet noch

im Alter, und manche frohe Empfindung belebt noch das Herz des Greiſen. Wenn kein raſches Gefühl uns mehr beſeligt, ſo raubt es uns auch unſere beſſere Beſinnung nicht mehr; und mit der belebenden Wärme der Leidenſchaften ſind auch ihre Stürme verſchwunden, die oft jugendliche Gemüther empören, und die Vernunft verdunkeln. Kein Leichtſinn, keine Unachtſamkeit reißt uns unwillkürlich zum Böſen hin. Der reine erquickende Strahl der Vernunft dringt ungehindert in jede Tiefe unſerer Seele, erhellt jedes Verhältniß, klärt jede dunkle Vorſtellung auf. Dann liegt offen und klar der Gang unſerer Schickſale, die Begebenheiten unſerer jugendlichen Tage vor uns — und o wie ganz verſchieden wird uns manches Ereigniß dann erſcheinen! Wir werden ſehen, wie eines zum andern führte, eines um des anderen willen geſchehen mußte, wie manches, das wir einſt beſeufzten, ſpäter hin zu Segen und Wohlthat ward, und die Vorſicht dankbar für ihre Führung preiſen, deren klares Anſchauen unſeren beruhigten Seelen unausſprechliches Vergnügen gewährt.

XXXV.

Der entblätterte Baum.

An meinen Bruder.

Da flattern die welken Blätter von den Bäumen herab; nur selten zittert noch eins an den äußersten Spitzen der Zweige, und das Auge blickt ungehindert durch die kahlen Äste zum trüben Herbsthimmel empor. Welche Veränderung! Wo sind die dunkelen prächtigen Laubgewölbe, die leichten Schatten, die der Sonnenstrahl, tausendfach ändernd, auf den Rasenteppich streute, die schönen glänzenden Blätter, die mir so oft Erquickung zusäuselten? Manche riß schon im Sommer ein Gewittersturm noch frisch und grünend vom mütterlichen Zweige, manche, die sich mit einander entfalteten und mit einander wuchsen, trennte eine pflückende Hand; die meisten wehte der kalte Herbsthauch herab, und

nur wenige bleiben einſam von allen denen übrig, die einſt mit ihnen grünten, und erwarten den Windſtoß, der ſie mit ihren Gefährten vereinigen wird. Wozu hat wohl die Natur jeden Frühling eine ſo unzählbare Menge von Blättern hervor gebracht? wozu nährte ſie ſie mit den reichen Säften des Baumes? Iſt es ihre ganze Beſtimmung, ihr edelſter Zweck, ſich zu entfalten, früh oder ſpät zu welken, und dann die fruchtbare Erde am Fuße des Baumes zu mehren, bis im künftigen Frühling ein neues Geſchlecht dieſelbe Periode durchläuft und eben ſo zu Grunde geht? Nein, die Blätter ſind zu etwas Beſſerem beſtimmt, aber nicht ſie ſelbſt; nur der Baum und ſeine Erhaltung ſind der Zweck ihres Daſeyns. Er dauert fort, wenn auch jeden Herbſt Myriaden Blätter verwelken. Um ſeinetwillen ſind ſie aus den Zweigen geboren worden; ſie halten die Sonnengluth von ſeinem Stamme ab, ſaugen bey Tage die Luft, am Abende den wohlthätigen Thau ein, ſchützen die werdenden Früchte vor Regen, Hitze und Sturm, und erfüllen, wie ſpät oder bald ſie welken, ihre Beſtimmung, wenn ſie das Wohl des Baumes befördern.

Rufe, geliebter Bruder, dir dieſes Bild zurück, wenn bey eigenem oder fremdem Unglücke die ſtolze Hoffnung, die manche Philoſophen uns machen, daß Glückſeligkeit der Zweck unſeres Daſeyns ſey, mit den Einrichtungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt ſo offenbar zu ſtreiten ſcheinet! Hier verſchlingt ein Erdbeben thürmende Städte mit allen Tauſenden ihrer Bewohner, dort bluten und fallen ungezählte Scharen im Getümmel der Feldſchlacht, mitten in die Kreiſe glücklicher Familien greift die kalte Hand des Todes und hohlt ihr Opfer aus den umſchlingenden Armen und von den klopfenden Herzen der armen Verlaſſenen; Verhältniſſe oder gebietheriſche Pflichten trennen zwey Seelen, die ſich einander Alles und ohne einander Nichts ſind — und um alles dieſes Jammers, um aller Thränen und Seufzer willen ſtockt dennoch kein Rad an der großen Maſchine, alles geht ungerührt und unaufhaltſam ſeinen Gang fort, und das blutende Herz muß ſelbſt mitwirken und treiben helfen, wenn es keine unnütze Laſt der Geſellſchaft ſeyn will. Was kann den Unglücklichen wohl beſſer beruhigen, als der ſchmerzliche aber große Gedanke, daß des Einzelnen Glück nicht ſeine Beſtimmung ſey, daß

auch wir uns entfalten, grünen und welken, wie die Blätter am Baume, und nur die Menschheit, ihr Wohl, ihre Vervollkommnung der eigentliche Zweck unſeres Daſeyns ſind. Sie beſteht, ſie ſchreitet fort, wenn gleich Generation auf Generation vergeht; und unſere Beſtimmung iſt erfüllt, wenn wir unſer beſchiedenes Theil zum Wohl des Ganzen beygetragen haben. Mögen wir dann früh oder ſpät welken, wir haben lange gelebt, wenn wir nützlich gelebt haben! und in einer beſſeren Welt wird ſich unſern geöffneten Augen das ſchöne Ziel in reinem Glanze zeigen, das die Vorſicht unſeren Bemühungen hienieden anwies, und unſere Tugenden erreicht haben.

XXXVI.

Das Treibhaus.

Des Winters tiefer Schnee iſt geſchmolzen, der Strom hat ſeinen Eispanzer geſprengt, und eilt entfeſſelt durch das aufgethaute Gefilde. Die Sonne ſtrahlt freundlich vom entwölkten Himmel, und lockt uns in's Freye, wo die Luft nicht mehr unſere Wangen verwundet, ſondern mit milderem Wehen in uns Vorgefühle des Frühlings weckt.

Komm in den Garten mit mir, meine Freundinn! Noch grünt zwar kein Laub an den winterlichen Büſchen, noch ſchwillt keine Knoſpe, nur hier und dort drängt ſich eine friſche Grasſpitze durch die welken Blätter, die noch ſeit dem vergangenen Herbſte den Boden bedecken. Die freye Natur biethet uns nur Erwartungen. Laß uns in das Gewächshaus gehen, wo in

milder Wärme uns angenehmes Grün und manche Blume entgegen lachen!

Da ſtehen ſie umher auf den Geländern, klug vertheilt nach ihrem kleinern oder größern Bedürfniß an Wärme, bald mehr der Einwirkung der äußern Luft bloß geſtellt, dort an den Fenſtern, bald näher hier der treibenden Ofenhitze. Hierher dringt kein Sturm, fällt keine Schneeflocke, friert kein Tropfen zum ſchädlichen Reife. Der Gärtner bewacht ſeine Lieblinge mit ſorglicher Treue. Er mißt ihnen Licht, Wärme und Luft nach verſtändiger Regel zu, er ſpendet ihnen Thau und Regen aus ſeiner Gießkanne oder durch den feinen Strahl der Waſſerſpritze, er befreyt ſie von Inſecten, er reinigt ihre zarten Blätter vom entſtellenden Staube.

Und dennoch, trotz dieſer ſorglichen Pflege, ſieht keine dieſer Pflanzen, wenn ſie im Frühling in die Luft geſtellt werden, ſo kräftig, ſo geſund aus als jene, die den Winter durch mit Stürmen um ihre Exiſtenz kämpfen mußten, keine ihrer Blumen prangt mit ſo glühenden Farben, als jene, die des Frühlings Hauch freywillig am Strauche aufſchließt, keine Frucht hat den gewürzreichen Geſchmack derjenigen,

welche die freye Sonne des Sommers im unverwehrten Luftſtrome zeitigt.

Ja, wenn eine Treibhauspflanze Kraft gewinnen, wenn ſie geſund und vollkommen werden ſoll, muß der Gärtner ſie aus dem Topfe in die Erde graben, daß die Wurzel ſich nach allen Richtungen ausbreite, daß der Stamm ſich ungehindert erhebe und dem Sturme widerſtehe, der ihn ſchüttelnd kräftiger macht. Mag auch die Mittagsſonne zuweilen ihre Blätter ſengen, des Abends freyer Thau, des Sommerregens milde Feuchtigkeit erquicken ſie wieder, und ſie wird, wozu die Natur ſie beſtimmte.

Mir bringt ſo ein Treibhaus immer einen trüben Gedanken vor die Seele. Ich ſehe im Geiſte ſo manche unſerer pädagogiſchen Anſtalten, ſo manche Hauserziehung vor mir! Nicht wozu die Natur das einzelne Kind — ja den Menſchen überhaupt beſtimmte, ſoll er werden, nein, was der Lehrer oder Erzieher aus ihm zu ſchnitzeln ſich vorgeſetzt hat. Damit nun kein unrechtes Wort, kein fremdartiger Eindruck dieß große Werk ſtöre, müſſen die Kinder von dem Umgange, von dem Anſchauen der Welt, wie ſie iſt, ausgeſchloſſen werden, und Gegenwart und Vergangenheit dürfen ſich ihnen nur unter beſtimm-

ten Formen nähern. Jeder Gedanke wird planmäßig in die junge Seele gelegt, um ihn zu seiner Zeit wieder hervor hohlen zu können. Sie müssen anschauen, denken, ja fühlen lernen, wie es im Systeme des Erziehers steht, und damit kein unwillkommener Begriff sich in ihnen entwickele, muß man ihnen die Gegenstände geschwinde von der Seite zukehren, von der man wünscht, daß sie sie betrachten sollten, man muß jedes Buch mit ihnen lesen, jedes Spiel mit ihnen spielen, und sie ja keinen Augenblick sich und ihrer freyen Geistesthätigkeit überlassen. Alles sollen sie kennen, von allem ein wenig verstehen, über alles zu plaudern wissen, darum naht sich ihnen die Wissenschaft im Flügelkleide, das Spielzeug in der Hand, und flößt ihnen unter Tändeln und Scherzen eine kurze Übersicht ihrer Lehren ein; die Religionsgefühle führt man klüglich auf Verstandesbegriffe zurück, und läutert und sichtet so lange, bis man das Ganze auf einen kleinen kühlen Rest von bequemer Moral herab gebracht hat. Die großen Gestalten der Vorwelt dürfen nicht in ihrer grellen Eigenthümlichkeit vor ihnen erscheinen — Sokrates und Cato, Attila und Cäsar müssen denken und sprechen, wie etwa so ein Professor

oder Hofmeiſter an ihrer Stelle gethan haben würde; und wenn nun alles Große, Würdige und Heilige in verkleinerten Maßſtab gebracht und den jungen Seelen zu genießen gegeben worden iſt, dann werden die flachen, charakterloſen, encyclopädiſchen Menſchen daraus, wie unſer Jahrhundert ſie zu ſeinem Verderben überall aufzuweiſen hat.

Glaube nicht, daß ich den Werth einer guten Erziehung verkenne; ſie iſt die größte Wohlthat, die ein denkendes Weſen dem andern erweiſen kann. Aber die freye Thätigkeit der Seele, die Entwickelung der Eigenthümlichkeit in der jungen Bruſt ſoll geehrt werden, und das Kind das werden, wozu es ſeine Anlagen, ſeine Kräfte beſtimmten. Die Wirklichkeit ſoll es erziehen; es ſoll ſich anſtrengen, an die ernſte Nothwendigkeit und etwas Höheres glauben lernen, als ſeine Spielſtube iſt. Dann, wenn es älter geworden, dann trete die Wiſſenſchaft mit allen ihren tiefſinnigen Attributen, die Religion in ihrer heiligen Unbegreiflichkeit vor dasſelbe, und aus der Geſchichte ſpreche die Kraft des Menſchen, das ewige Geſetz der Vorſicht, die vergeltende Nemeſis, wie ſie wirklich ſind, an ſein Herz.

Freylich wird dann kein Schmeichler das frühe Wunder anstaunen, aber in spätern Jahren wird das vollendete Gemüth seine Kraft im Kampfe mit dem Schicksale bewähren, und mit Dank gegen die Leiter seiner Jugend fühlen, was es in diesem Kampfe vermag.

XXXVII.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt ſich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel ſich nicht vom nebeligen Himmel unterſcheiden, verſchwand die Sonne nach einem kurzen Laufe. Nur wenige Stunden hatte ſie in freundlicher Klarheit geſtrahlt und wohlthätig die ſchneidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidiſche Nebel heraufzogen, und ſie in ihren düſtern Schooß verſank. Wann werden wir ſie wieder ſehen? wann werden ihre milden Strahlen die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuſchten Seele eine ſchwache Erinnerung des Sommers hervor rufen? Ohne Spur iſt ſie verſchwunden, nicht einmahl ein röthlicher Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle ihres Scheidens. Die Nacht kommt ſchnell mit

ſie auf. Lang ſind die Zwiſchenräume, die dann unſere frohen Augenblicke trennen. Die Stürme, die ſich in dem ernſteren Gemüthe erheben, weichen nicht mehr ſo leicht dem Eindrucke der Fröhlichkeit, und immer ſchwächer, immer ohnmächtiger kämpft der ſinkende Frohſinn gegen die wachſenden Unfälle und Leiden. Jede trübe Stunde läßt eine dunkle Spur in der ſchwer vergeſſenden Seele, und mancher Tag vergeht, ohne daß wir einen beſeligenden Strahl der Freude geſehen hätten. Spät im Alter erhellt ihr Sonnenſchimmer nur ſparſam die trüben Tage; ſie erſcheint ſelten, und verweilt nur Augenblicke, bis ſie uns endlich in einer beſſeren Welt wieder aufgeht, um nie wieder zu verſchwinden.

XXXVIII.

Die Morgenstunde.

Hier unter dieses hohe Laubgewölbe wollen wir uns setzen, meine Liebe! hier wo die Morgensonne durch die Blätter funkelt, und tausend rege Mücken in ihrem Strahle tanzen. Welche Bewegung, welches Leben rings umher! Hier schlüpfen die Vögel durch's junge Laub, und scherzen und jagen sich in den grünen Irrgängen; von weiten her tönen die Glocken des friedlichen Dorfes, die Schellen der Herde, das Gebell der wachsamen Hunde. Hier rauscht es im Grase von den tausenderley Käfern und Fliegen, die es in unendlich mannigfaltigen Gestalten bewohnen, dort wimmelt in der furchigen Rinde des Apfelbaums eine Schar behaarter Räupchen, die so eben den Eyern entschlüpft sind, und o! wer kennt, wer sieht die Welten von belebten Geschöpfen, die ein Wassertropfe faßt, ein Fuß-

tritt des unachtſamen Menſchen zerſtört, dieſe unendlich kleinen Weſen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgenuſſe nöthigen Werkzeugen verſehen? So weit das Auge, das Ohr des Menſchen reichen, iſt nicht der kleinſte Raum unbewohnt. Alles regt, Alles bewegt ſich, lauter Leben rings umher, von der erſten dunkeln Entwickelung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polypen, durch eine ununterbrochene Weſenleiter, bis zu der erhabenen Stufe, die der vernünftige Menſch einnimmt.

Und glaubſt du wohl, daß dieſe Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette hier reiſſet, und keine ſtufenweiſe fortſchreitenden Weſen den unendlichen Raum zwiſchen dem Menſchen und dem Schöpfer ausfüllen? Weiche nicht von mir, tröſtender Gedanke! der mich oft in einſamen Stunden der Weihe beſucht, Gedanke von dem Daſeyn und der Nähe erhabnerer Weſen, als ich bin! Das Geſetz der Stätigkeit, das der aufmerkſame Forſcher überall aufzufinden ſtrebt, das wie ein leitender Faden durch's Labyrinth der Natur von Weſen zu Weſen, von Art zu Art, von Gattung zu Gattung führt, und ihm überall die Spuren der waltenden Gottheit zeigt, dieſes Geſetz heißt mich glauben, daß höhere

Weſen um mich ſind, wenn gleich mein Auge ſie nicht ſehen kann. Die Vernunft läßt mich auf ihre Anweſenheit ſchließen, und ein inneres Gefühl beſtätiget ſie mir. Von der Seele des Menſchen gehen die Glieder der großen Kette fort, unendlich verſchieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreiſen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewieſen hat, vermuthlich auch unendlich verſchieden an der Art der Hüllen, die ſie umgeben, bis ſie immer reiner und geiſtiger ſich dem Urquell aller Vollkommenheit nahen, ſo weit Geſchaffene ihm nahen können. Sie ſind um uns, ſie bewohnen die Räume, die unſern blöden Augen leer zu ſeyn ſcheinen; ungehindert von irdiſchen Banden, lieſt ihr Geiſt vielleicht unmittelbar in unſern Seelen, ſie kennen vielleicht jeden unſerer Gedanken, jede Empfindung, jede leiſe Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes, beſeligendes Gefühl! Laß' es uns, meine Freundinn, immer zur ſtrengſten Selbſtbeobachtung begeiſtern! Unſchuldig und tadellos ſey unſer Wandel vor dieſen unſichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegenwart verlaſſe uns nie, und wache mit ernſter Strenge über jede unſerer Empfindungen. Dann, wenn das ſtille Herz uns

das Zeugniß gibt, daß wir ihrer nicht unwürdig ſind, dann wird in einſamen Stunden, wenn die Seele, von ſinnlichen Eindrücken ungeſtört, ſich ihrer ſelbſt und ihrer Empfindungen lebhafter bewußt iſt, der Gedanke an den Beyfall der unſichtbaren Zeugen unſere frommen Bemühungen lohnen, und uns mit heiliger Freude fühlen laſſen, daß wir in der Gegenwart erhabener Weſen wandeln.

Prosaische Aufsätze

vermischten Inhalts.

Über die Traveſtirungen.

Quand une fois on a tourné l'Enthousiasme en ridicule, on a tout defait hors l'argent et le pouvoir.

Corinne, par Mad. de Staël.

1807.

Zwey Epochen ſind in der Entwickelungsgeſchichte jedes Volkes, in welchen die ſchönſte Blüthe des menſchlichen Geiſtes ſich auf zweyerley Art entfaltet, und gleichſam der Himmel mit ſeinen Eingebungen dem einfachen, oder dem harmoniſch gebildeten Menſchen am nächſten iſt: der erſte Beginn der Cultur und der ſchönſte Gipfel derſelben. In beyden tönen die Lieder der Sänger am lieblichſten, am reichſten. Wie Weſen höherer Art erſcheinen ſie unter den ſtarken ungezähmten Gemüthern; die Töne ihrer Harfen ſtillen die empörten Geiſter, beſänftigen die ſtürmenden Leidenſchaften, und richten alle Seelenkräfte des halbwilden Volks auf er-

tes das Ihrige gethan hatten. Der folgende Zeitraum vergeht ſtürmiſch unter dem harten Kampfe der alten Rohheit mit der wachſenden Bildung. Endlich ſiegt dieſe; der menſchliche Geiſt übt ſich in Erfindung von Wiſſenſchaften und Künſten, deren Zweck es iſt, die Bequemlichkeiten und Verſchönerungen des Lebens herbey zu ſchaffen, bis endlich die Kräfte des Verſtandes, der Einbildungskraft und die körperlichen Fähigkeiten, in vollkommenen Einklang gebracht, den Menſchen auf jene ſchöne Stufe erheben, die das goldene Zeitalter jedes Volkes ausmacht. Jetzt kehren die Sänger wieder und in ihrem Gefolge alle ſchönen Künſte; die Blüthenzeit iſt da, jedes Gefühl wird angeregt, jede Kraft geübt, jeder Keim entfaltet. So war das Zeitalter des Perikles, des Auguſts, das 16. Jahrhundert für Italien, Ludwigs für Frankreich, u. ſ. w. In dieſer Epoche der Kraft und Fülle wird nun gedacht, geſchrieben, gedichtet, gebildet, weil der Geiſt drängt, weil man etwas im Herzen trägt, das man ſeinen Mitbürgern ſagen möchte, weil Ideale in den Seelen leben, deren göttliche Geſtalt man gern vor Anderer Blick zaubern, deren tiefes Gefühl man gern in Anderer Buſen erregen möchte. Aus die-

ſer Epoche ſchreiben ſich in jedem Volke die ſchönſten Erzeugniſſe in den Künſten und vielleicht auch in den Wiſſenſchaften her. Es wäre unnütz, ſie alle nahmentlich durchzugehen. Pindar und Horaz, Corneille und Sophokles, Praxiteles und Raphael, Taſſo und Milton leben in jedes Gebildeten Andenken, und wer wäre undeutſch genug, die Geſtirne nicht alle nennen zu können, die ſeit der zweyten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts an unſerm vaterländiſchen Himmel geſtrahlt haben?

Aber die Zeit rollet raſtlos fort, der Frühling entſchwebt, und der Gipfel der ſchönen Cultur iſt eine Bergſpitze, keine Ebene. Unaufhaltſam führt der Weg wieder abwärts, wenn auch nicht wieder in das tiefe Thal, aus dem wir erſt mühſam empor geklommen, ſo doch in eine Niederung, aus der wir uns vielleicht künftig auf eine noch höhere Spitze erheben werden. Aber ſicherlich iſt es nicht mehr jene freundliche Höhe voll Luſthainen, voll Blumen, voll ſprudelnder Quellen, voll harmoniſcher Kehlen, die wir verlaſſen haben. Auf ſchroffem Felſengipfel weit umher ſchauend und die Länder der Welt tief unter ihren Füßen mit klarem Blicke durchmeſſend, thront die ernſte Wiſſenſchaft.

Dorthin werden wir einſt gelangen, wir werden genau erkennen, ſcharf ſondern, richtig ſchließen; aber auf dem ſchroffen Felſengipfel liegt auch Schnee, der nur ſelten am Strahle der kalten Sonne der Wahrheit ſchmilzt, und die allzudünne Luft, in der ſich alle Gegenſtände deutlich zeigen, läßt die Bruſt ſich nicht frey erheben, und tödtet den Lebenskeim.

Es gehört nicht zu dem Plan, der dem gegenwärtigen Aufſatze zum Grunde liegt, dieſes Bild weiter auszumahlen. Genug, wir ſind auf dem lieblichen Gipfel *geweſen*, wie andere Völker vor uns. Aber

Die Blume vergeht,
Die Frucht muß treiben;
Der Menſch muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen; *)

denn in einem Volke, wie in jedem Einzelweſen wiederhohlt ſich der allgemeine Typus der Natur. — Jetzt tritt das ökonomiſch-induſtriöſe Zeitalter ein, jetzt gilt es, zu gewin-

*) Schillers Lied von der Glocke.

nen, um zu genießen, jetzt drängt nicht mehr das glühende Gehirn oder das tief erregte Gefühl an dem Schreibepulte; nicht die begeisterte Phantasie reicht dem Künstler Meißel und Palette. Der Buchhändler braucht zur nächsten Messe ein Werk von so viel Bogen oder Bänden, der reiche Schwelger, der übermüthige Portenü bestellt eine Statue, ein Portrait, einige Landschaften, um seine Zimmer, weil es jetzt zum Tone gehört, eben so achtlos damit zu schmücken, wie einst mit Niederländer Tapeten und Japanischen Vasen; und beyde zahlen gut und prompt. Das ist der Beruf des Dichters, des Künstlers, das die Begeisterung, die den Idealen in seiner Brust Wirklichkeit gibt. Es wäre anmaßend und undankbar gegen so viele edlere Gemüther, diese Bemerkungen als einen allgemeinen Satz, der keine Ausnahmen leidet, aussprechen zu wollen. Noch gibt es Lieblinge der Musen, die die heilige Flamme in ihrer Brust nicht dazu entweihen, um das Feuer auf ihrem Herde damit zu unterhalten. Keine Zeitperiode, keine Gattung der Wesen ist so scharf begrenzt, daß sie sich nicht unmerklich in die nächststehenden verlieren sollte, und niemand kann dann sagen, wo jene aufhörte und diese

anfing; aber es ist gewiß nicht zu gewagt, wenn man behauptet, daß der Einfluß des ökonomisch-egoistischen Zeitgeistes, dieses allverehrten Götzen, dem fast in jeder Brust eine Flamme oder ein Flämmchen zu Ehren lodert, sich besonders in der schönen Literatur, und in dieser hauptsächlich auf der Schaubühne zeigt. Vielleicht fällt auch dieser Einfluß gerade in diesem Fache am meisten auf, weil die Nebenabsicht des Nutzens den reinen Begriff der Schönheit stört, weil ein Kunstwerk, wie eine Blume, nur gefallen, nur rühren soll, ohne Eigennutz, ohne Rücksicht, weil selbst der letzte Endzweck des Schönen — Läuterung des Gemüthes, nur mittelbar aus ihm hervor gehen soll. Es ist ein einträgliches Fach, kleine Komödien, Operetten u. s. w. zu schreiben. Nicht jedem hat die Muse bey seiner Geburt gelächelt, daß er sich fähig fühlte, etwas zu leisten, das in stiller, einfacher Größe durch sich selbst gefallen könnte. Tausenderley Intriguen, Charaktere u. s. w. sind bereits so oft verbraucht, daß das Publicum kein Vergnügen mehr daran finden kann; denn es sucht sein Vergnügen meistens nur im Neuen. Da verfällt denn der speculirende Verstand jener Geister auf die seltsamsten Ausgeburten;

Komödien in ein oder zwey Personen, mit zwey Worten, Komödien auf dem Dache, vor den Fenstern, wandelnde Tempel, ganze Menagerien, halbe Regimenter zu Fuß und Pferd, eroberte Festungen, brennende Schlösser, und endlich die Travestirungen jener Meisterwerke, die seit Jahren oder Jahrhunderten der Gegenstand der Bewunderung aller besseren Menschen waren. — Alles muß helfen, um etwas Neues, Überraschendes, Niegesehenes hervor zu bringen. Das Volk läuft haufenweise in diese Stücke, die Casse wird gefüllt, der Autor wird bezahlt, und der Zweck der Kunst ist erreicht; aber welch ein elender, verächtlicher Zweck, wie unwürdig der Kunst und einer gebildeten Nation! Unter allen Mißgriffen und Nothbehelfen unvermögender oder niedriger Geister scheint mir keiner so entwürdigend für die Kunst und zugleich so allgemein schädlich, als die Travestirungen. Wenn in Parodien ein geringfügiger Gegenstand mit allem Aufwande von Pathos und Feyerlichkeit erhoben und dadurch lächerlich gemacht wird, so sehen wir in diesem komischen Bestreben nur eine Wiederhohlung dessen, was täglich um uns in der wirklichen Welt geschieht; wir belächeln es, greifen wohl auch in unsern eige-

nen Buſen, und lernen beſchämt, wahren Werth von falſchem ſcheiden. Doch wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß ich je auf unſeren Bühnen eine Parodie aufführen geſehen hätte. Deſto reicher ſind wir ſeit einigen Jahren an Traveſtirungen. Wir haben einen traveſtirten Äneas, Telemach, eine Alceſte, ſogar einen traveſtirten Werther. In dieſen Stücken wird ein altbekannter, würdiger Gegenſtand, ein Heldenbild, auf deſſen hervor ragende moraliſche oder pathetiſche Größe tauſend und tauſend Blicke mit Achtung und Liebe gerichtet waren, dem ein göttlicher Augenblick in der Bruſt des begeiſterten Genies das unſterbliche Leben gab, den die Kunſt mit allen ihren Reitzen ſchmückte, den ganze Generationen oder Völker als das Urbild irgend einer Tugend, einer höheren Geiſteskraft verehrten, von ſeinem Standorte herab geriſſen, in den Staub getreten, mit lächerlichen Lumpen behangen, und dann in dieſer Entſtellung dem Publicum als ein Gegenſtand des Spottes dargeſtellt. Das, was uns einſt entzückte, wird nun mit Verachtung angeſehen, was in beſſeren Seelen edle, große Gefühle weckte, erregt nun unſer Gelächter, und wir wundern uns vielleicht ſelbſt, wie wir einſt ſo begeiſtert vor dieſem Ideale ſtehen konn-

ten, das nun bey näherer Beſichtigung nichts, als eine Puppe aus Stroh und Lappen iſt.

Der Jüngling, der in den Schulen ſeinen Homer und Virgil mit glühender Seele las, und die Göttergeſtalten treu in der reinen Bruſt bewahrte, der vielleicht die Anregung zu mancher guten That, wenigſtens zu manchem edlen Vorſatz aus dem vertrauten Umgange mit jenen Geiſtern erhielt, das Mädchen, dem aus der alten Geſchichte, aus dem Telemach, in einer Alceſte, Antigone, Penelope, ein Urbild höherer weiblicher Würde vorſchwebte, dieſes ſieht nun auf der Bühne ihre verehrten Muſter als lächerliche Fratzen erſcheinen. Der Nimbus verſchwindet, der ſie vor ihren Blicken ſonſt umgab, der Heros ſinkt zur gewöhnlichen Menſchheit, oft noch unter ſie herab, und unwillkürlich kettet, ſelbſt wenn ein beſſeres Gemüth von dieſen Eindrücken nicht vergiftet wurde, eine komiſche Idee, ein lächerlicher Zug, ein drolliger Ausdruck ſich geheim, aber unabtrennbar, an das ehemahls reine, verklärte Bild. Äneas ganz von Butter*), Fenelons jugendlicher

*) — — Die Torte war
Der Kochkunſt größtes Wunder;

Held, der am Donauufer ſtrandet, und von den Marktweibern mit Schimpfworten überhäuft wird *), Dido, die den abgebrannten Trojanern ein Zwölfkreuzerſtück als Almoſen zu geben befiehlt **), werden ſich uns zeigen, ſo oft wir ihre Geſtalten vor unſerem Blicke vergegenwärtigen. Die Macht des Lächerlichen iſt zu groß, unſere Begeiſterung iſt entflohen, unſer Herz erkaltet; und nimmermehr werden jene Ideale uns zu ſich in ihren Himmel erheben, aus dem ſie ein unſeliger Witzling vor unſeren Augen herabgeriſſen hat.

Iſt es aber gut, iſt es rathſam, in unſerem Zeitalter die kühlen Herzen ganz erſtarren, den letzten Reſt von möglicher Begeiſterung für Schönes und Gutes durch die anwiderſtehliche Macht des Spottes aus den engen, ſelbſtſüchtigen Gemüthern zu verſcheuchen? Vielleicht

---

Sie präſentirte Trojens Brand,
Und oben auf den Flammen ſtand
Äneas, ganz von Butter.

Blumauers Äneis.

*) Der Anfang des traveſtirten Telemach.

**) Im erſten Theile des traveſtirten Äneas, wie er hier gegeben wurde.

ten, das nun bey näherer Beſichtigung nichts, als eine Puppe aus Stroh und Lappen iſt.

Der Jüngling, der in den Schulen ſeinen Homer und Virgil mit glühender Seele las, und die Göttergeſtalten treu in der reinen Bruſt bewahrte, der vielleicht die Anregung zu mancher guten That, wenigſtens zu manchem edlen Vorſatz aus dem vertrauten Umgange mit jenen Geiſtern erhielt, das Mädchen, dem aus der alten Geſchichte, aus dem Telemach, in einer Alceſte, Antigone, Penelope, ein Urbild höherer weiblicher Würde vorſchwebte, dieſes ſieht nun auf der Bühne ihre verehrten Muſter als lächerliche Fratzen erſcheinen. Der Nimbus verſchwindet, der ſie vor ihren Blicken ſonſt umgab, der Heros ſinkt zur gewöhnlichen Menſchheit, oft noch unter ſie herab, und unwillkürlich kettet, ſelbſt wenn ein beſſeres Gemüth von dieſen Eindrücken nicht vergiftet wurde, eine komiſche Idee, ein lächerlicher Zug, ein drolliger Ausdruck ſich geheim, aber unabtrennbar, an das ehemahls reine, verklärte Bild. Äneas ganz von Butter*), Fenelons jugendlicher

*) — — Die Torte war
Der Kochkunſt größtes Wunder;

Held, der am Donauufer ſtrandet, und von den Marktweibern mit Schimpfworten überhäuft wird *), Dido, die den abgebrannten Trojanern ein Zwölfkreuzerſtück als Almoſen zu geben befiehlt **), werden ſich uns zeigen, ſo oft wir ihre Geſtalten vor unſerem Blicke vergegenwärtigen. Die Macht des Lächerlichen iſt zu groß, unſere Begeiſterung iſt entflohen, unſer Herz erkaltet; und nimmermehr werden jene Ideale uns zu ſich in ihren Himmel erheben, aus dem ſie ein unſeliger Witzling vor unſeren Augen herabgeriſſen hat.

Iſt es aber gut, iſt es rathſam, in unſerem Zeitalter die kühlen Herzen ganz erſtarren, den letzten Reſt von möglicher Begeiſterung für Schönes und Gutes durch die unwiderſtehliche Macht des Spottes aus den engen, ſelbſtſüchtigen Gemüthern zu verſcheuchen? Vielleicht

---

Sie präſentirte Trojens Brand,
Und oben auf den Flammen ſtand
Äneas, ganz von Butter.

Blumauers Äneis.

*) Der Anfang des traveſtirten Telemach.

**) Im erſten Theile des traveſtirten Äneas, wie er hier gegeben wurde.

war das Gegentheil nie nöthiger, als eben jetzt. Jetzt, wo Zerſtreuungsſucht, Luxus, Verachtung alter Formen, Gleichgültigkeit gegen Religion, Vaterland und ſittliche Pflichten den Menſchen ſo ſehr iſolirt, und den Glauben an menſchliche Tugend ſo wankend gemacht haben, jetzt ſollte man dahin ſtreben, dieſen Glauben durch erhebende Vorſtellungen von Größe der Seele und ſeltener Willenskraft feſt zu halten, und dem ſpeculirenden Zeitgeiſte durch Empfindungen zu ſteuern, die den Menſchen aus den engen Beſchränkungen ſeines Ich's heraus auf einen höheren Standpunct ſtellen könnten, von dem aus er mehrere Glieder der großen Kette zugleich überſehen und ſich überzeugen könnte, daß er nicht der Mittelpunct eines kleinen Kreiſes, ſondern ein mitwirkendes Rad in der großen Maſchine ſey, der er ſich durch jede ſeiner Kräfte und Fähigkeiten verpflichtet halten muß.

Fürchte ja niemand, daß allzu häufige Vorſtellungen dieſer Art die Phantaſie unſerer Jugend zu ſehr entzünden, und ihr Glück durch träumeriſche Ideen von vollkommener Menſchheit zerſtören würde. Die Zeiten ſind vorbey; — und wenn auch noch hier und dort ein zartes oder kräftiges Gemüth Ideale in ſeiner Bruſt

trägt, und sie, verblendet, außer sich sucht, so ist der Fall äußerst selten, und dieß Wesen würde auch ohne Bücher und Theaterstücke denselben Weg der Entwickelung gegangen seyn. Die großen Vorstellungen lagen in ihm, und es bedurfte keiner äußeren Anregung, um sie zu erzeugen. Früher oder später wird es von der rauhen Wirklichkeit ergriffen werden, und die luftige Begleitung *) wird entfliehen. Wenigstens wird das Mädchen, das geliebt zu seyn wünscht wie Lotte, oder an die Möglichkeit eines Sir Charles Grandison glaubt, nicht ihr Herz für eine gangbare Waare ansehen, und mit klugem Bedacht an den Meistbiethenden verhandeln.

Da also diese Besorgniß bey niemand, der mit klaren Blicken die Welt um sich her, wenigstens in einer großen Stadt, beurtheilen kann, eintreten wird, jene Gefahren uns aber leider nur zu oft und bey jedem Schritte in die Augen fallen, so wäre nichts dringender, nichts wünschenswerther, als daß Dichter, und besonders Schauspieldichter, Schauspieler, andere

*) Schillers Ideale.

Schriftſteller, kurz alle, denen der göttliche Funke in ihrer Bruſt ein unverletzlicher Beruf iſt, unmittelbar mit ihren Mitbürgern, ihrem Zeitalter zu ſprechen, dieſen ſchönen Ruf in ſeiner ganzen Würde fühlten, daß ſie es unter derſelben hielten, etwas zu ſagen, zu ſingen oder vorzuſtellen, was nicht jenen edlen Zweck hätte, und für Schmach, für Entwürdigung, ſich zu den elenden Kunſtgriffen herab zu laſſen, womit ein ſchiefer Witz und Geldbegierde den Mangel der Begeiſterung zu erſetzen ſtrebt. Am wirkſamſten könnten die Schauſpieldirectionen auf dieſen Zweck hinarbeiten, wenn ſie einige Zeit hindurch minder ihre Caſſe als die Bildung der Nation zu ihrem Augenmerke machten. Wenn jene pöbelhaften Vorſtellungen, jene unſeligen Traveſtirungen auf die Theater verwieſen würden, wo ihnen nur der Pöbel zuſieht, wenn, ſtatt ſo vieler mittelmäßiger und ſchlechter Stücke, öfters die Meiſterwerke älterer und neuerer Zeit vor den Blicken des gebildeteren Publicums wiederhohlt würden, wenn Merope's mütterliche Zärtlichkeit, Regulus hohe Vaterlandsliebe, Tancreds romantiſcher Edelmuth, Romeo's und Juliens heldenmüthige Liebe, Don Cäſars tu-

gendverſöhnender Tod *) vor unſern Augen oft und würdig erſchienen, die Göttergeſtalten müßten nach und nach auf unſere Einbildungskraft, auf unſern Geſchmack, und endlich auf unſer Gemüth wirken. Einzelne ſchöne Stellen würden ſich dem Gedächtniſſe einprägen, bey ſchicklichen Gelegenheiten, vielleicht wie eine Stimme vom Himmel, in der zweifelnden oder trauernden oder ſtrauchelnden Seele ertönen. Der öftere Anblick kräftiger Gemüther, die durch einen edleren Beweggrund, als Speculation und Sinnenreitz, in Thätigkeit geſetzt werden könnten, die Beobachtung von Menſchen, die fühlten, wie wir, und doch nicht handelten, wie wir, müßten unſere Willenskraft beſchämend erheben, und uns endlich die Möglichkeit, gut zu ſeyn um des Guten willen, für mehr als einen kindiſchen Traum anſehen lehren. Dann träten die ſchönen Künſte und ihre Prieſter wieder in ihre angeſtammte Würde, dann würden ſie wieder die Lehrer, Bildner und heiligen Sänger ſeyn; der ſchöne Glaube, daß die Götter ſie vorzüglich lieben und eine Gottheit in ihrer

*) In der Braut von Meſſina.

Bruſt wohnt, würde wieder lebendig werden, das veredelte Publicum gern und häufig jene Vorſtellungen beſuchen, und ſo denn auch endlich die Directionen bey dem beſſeren Geſchmacke ihren Vortheil finden.

Über den Reim.

1807.

Vor einiger Zeit ging ich in einer unſerer beſuchteſten Straßen an einer ſehr ſchönen, nach dem neueſten Geſchmacke verzierten Kutſche vorbey. Die Eleganz der Formen, die Niedlichkeit der Arbeit zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich betrachtete ſie genauer. Die Kutſche ſelbſt, der Kaſten des Wagens, war hellgelb, das Geſtell von dunkeler Farbe, und mit eben ſo dunkelem Tuche war der Wagen inwendig ausgeſchlagen. Am Geſtelle liefen überall feine Linien von mehreren hellen Farben hin, unter welchen die Farbe der Kutſche, das friſche Gelb, die herrſchende war. In den Schnüren und Quaſten, in den Franſen und Verzierungen des Innern, überall war helles Gelb eingewebt, und das Hervortreten dieſer Farbe an unzähligen Or-

ten, aber immer in kleinen Massen, rief auf eine angenehme Art die Hauptfarbe der Kutsche selbst zurück, ohne durch Überladung zu beleidigen.

Mir machte diese Bemerkung ein besonderes Vergnügen, und ich fing an, über die Quelle desselben nachzudenken. — Da fand ich denn, daß es in der Übereinstimmung der Theile zu dem herrschenden Hauptbegriffe des Ganzen, die dennoch der Mannigfaltigkeit keinen Eintrag that, und in einer dunkelen Beziehung einer leisen Erinnerung an eine schon gehabte Vorstellung bestand. Ich wollte noch weiter nachsinnen, als es, wie eine Stimme in meinem Innerstén, rief, „das ist der Reim für's Gesicht;" und ich fand, daß die Stimme Recht hatte.

Wenn wir die angenehme Empfindung zergliedern, die uns der Reim verursacht, und ihrem Ursprung in den Tiefen unserer Seele nachspüren, so finden wir, daß sie gerade aus derselben Quelle herrührt. Übereinstimmung der einzelnen Theile, ohne der Mannigfaltigkeit zu schaden — dunkele Anregung schon gehabter Vorstellungen — Erinnerungen an einen vorher gegangenen Eindruck, und um es noch weiter zu vergleichen, es ist so ziemlich einerley mit

dem Vergnügen, das uns ein wohlgesetztes und tiefsinnig gearbeitetes Musikstück verursacht, wo das Thema mit Wahl und Kunst bald hier, bald dort in den verschiedenen Stimmen wieder vorkommt, und uns mit angenehmer Anregung den ersten Anfang in die Seele zurück ruft.

Doch so wie alle Eindrücke, die wir durch das Gehör erhalten, die Seele gewaltiger aufregen, als die klaren Begriffe, die sie durch das Auge empfängt, so sind auch die Wiederhohlungen ähnlicher Klänge zarter, tiefer, eindringender, als die Wiederhohlungen ähnlicher Farben; und wo diese uns bloß das Vergnügen des Bemerkens geben und unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, da regen jene unbestimmt aber stark unser ganzes Wesen an.

Je schöner abwechselnd, je öfter ohne Überladung, je überraschender und unvermutheter Orte der Reim wiederkehret, je angenehmer fühlen wir uns dadurch bewegt; nur muß man wünschen, daß durch diese künstlicheren Formen nicht der Deutlichkeit, dem Sinne und der Empfindung Gewalt geschehe, wie es leider nur zu oft der Fall ist, wenn ungeübte Hände sich's anmaßen, das zarte Saitenspiel zu handhaben. — Ihnen wird es zu schwer, ihre Gefühle und

Gedanken in dieſe feinen Gewande zu kleiden, indeſſen, es iſt Mode, Sonneten, Terzinen, Stanzen zu verfertigen; und ſo muß denn entweder die Melodie des Versbaues dem ſchroffen Gedanken, oder die Deutlichkeit des Vortrages der ſchwer erreichten Form geopfert werden.

Wem es aber gelingt, dieſe lieblichen Formen in ihrem melodiſchen Zauber darzuſtellen, und ſie dem Gedanken anzupaſſen, ſo, daß dieſer beſtimmt und richtig, wie eine ſchöngezeichnete Bildſäule durch die zarte Bekleidung durchſchimmere, dann wird auch unſerem Gehör auf eine ganz beſonders angenehme Art geſchmeichelt, und die Seele in lieblichen Gefühlen angeregt.

Das Sonnet ſcheint mir, ſo wie die künſtlichſte Form, ſo auch den beſchränkteſten Gebrauch zu haben. — In vierzehn Zeilen ſoll ein Gedanke, eine Empfindung deutlich, vollſtändig und ſehr bedeutend eingeſchloſſen liegen, und von dieſen vierzehn Zeilen ſollen acht in vier Reimpaaren verſchränkt ſeyn. Eine unendlich ſchwere Aufgabe für die deutſche Sprache! Die wenigen vollkommen gelungenen Muſter dieſer Art, unter einer Legion verunglückter, ſind wohl der ſprechendſte Beweis für die Schwierigkeit dieſer Form. Auch ſcheint ſie mir nur eigentlich

für den epigrammatiſchen Inhalt zu paſſen. Ich verſtehe aber hier unter Epigramm nicht bloß die beſchränkte Art des Witzſpieles, die nach Franzöſiſcher Sitte eine Pointe haben muß, ſondern die zarten, kleinen Blüthen, deren ſo ſchöne in den Griechiſchen Anthologien vorkommen. Eine feine Empfindung, ein Compliment, ein Gleichniß, u. ſ. w.

Zum Muſter ſtehe hier eines von einem Dichter, dem es vielleicht vor vielen geglückt iſt, ſeine Gefühle in dieſer Form auszuſprechen, und der zu wenig in ſeinem Vaterlande gekannt iſt — Herr Carl Streckfuß.

Mein ſtilles Weſen, ohne Glanz und Prangen,
Spricht ſchüchtern nur ſich aus in meinen Blicken.
Sie ruh'n auf dir mit himmliſchem Entzücken,
Und ſagen meine Lieb' und mein Verlangen.
Nur Ein Mahl — Ein Mahl möcht' ich dich umfangen,
Nur Ein Mahl dich an dieſen Buſen drücken!
O möchte Ein Mahl mich dein Arm umſtricken,
Dein Mund im heißen Kuß' an meinem hangen!

O möcht' ich Ein Mahl nur, von Wonne trunken,
Zur reinen Flamme ſüße Worte finden,
Gern wollt' ich dann im Grab mein Loos erfüllen.

So ſagen dir des Auges viele Funken —
O möchteſt du doch ihren Sinn ergründen!
Denn nimmer wagt mein Mund, ihn zu enthüllen.

Was anderes, als die dreymahlige Wiederhohlung desſelben Klanges in zweyerley Abwechſelungen und der ſchnell auf einander folgende Schlußreim, der durch den weiblichen Ausgang mild und forttönend gleichſam in's Unendliche ſchwebt, geben der Stanze ſo viel Schönheit, Würde und Gewalt über das Gemüth? Wie auf Fittichen fühlt man ſich von dem dreyfachen Reimpaare getragen, und eben ſo leicht und ſtark erhebt ſich die Seele durch ſie zu erhabenen Ideen, als ſie lieblich gewiegt in ſchmeichelnden Gefühlen auf ihnen fortſchwebt.

Unmöglich können zum Belege des hier Geſagten ſchönere Stanzen gewählt werden, als die von Göthe in ſeinen Geheimniſſen; nur iſt die Wahl ſchwer und der Raum beſchränkt. — So ſtehe denn hier der nächſte beſte:

Schon ſieht er ſich dicht vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.

Er ſteht und ſinnt — und lispelt leiſe Worte
Der Andacht, die aus ſeinem Herzen quillt.
Er ſteht und ſinnt; — was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt, und es verklingt das Läuten.

Wie angenehm beſchäftigt uns in Stollbergs Romanze „die Büßende", die kunſtreiche Stellung des oft wiederkehrenden Reimes!

Hört, ihr lieben Deutſchen Frauen,
Die ihr in der Blüthe ſeyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich ſelbſt nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen,
Denn mit Schrecken ſollt ihr ſchauen,
Wie ein Ritter ſonder Glimpf
Rächte ſeines Bettes Schimpf.

Schon die vier erſten Zeilen vergnügen das Ohr durch die Stellung der Reime, da zwey gleiche zwiſchen andern zwey gleichen eingeſchaltet ſtehen. Die fünfte überraſcht durch den nochmahls gehörten Anklang; — mit Erſtaunen und hoher Luſt vernehmen wir ihn in der ſechſten Zeile wieder, und dann ſchließt die Strophe feſt und beſtimmt mit zwey männlichen Ausgängen. Dieſer dreyfache Wiederhall des zuerſt gehörten bewegt uns ſonderbar wie ein Echo in Gebirgen,

das den bekannten Schall von Gipfel zu Gipfel, von Felsenwand zu Felsenwand schlägt, und den Hörer mit Verwunderung und Vergnügen erfüllt.

Nicht so volltönend und ernst, aber ganz einzig an Lieblichkeit und süßer Melodie ist der schwebende, überraschend wiederkehrende Reimwechsel in folgendem Beyspiele:

Ich trinke Frühlingsluft mit langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust dem weichen Grase schmiegen
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Dem Lenz mit Liebe lohnen
Möcht' ich sein liebend schönes, weiches Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise;
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Seh' ich einst minder lieblich die Gestalten
Des grünen Hains, hör' ich der Quelle Kosen
Mit mindrer Lust, erbleichen mir die Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen taumelnd aus den Zweigen. —

Es ist wirklich Nachtigallengesang; und wie sie, auf Zweigen hier und dort sitzend, sich wech-

selweise antworten, und ihre süßen Laute in lieblichen Wiederhohlungen durch die Dämmerung des Haines flistern, so hören wir in diesem lieblichen Gesange die süßen Reime bald dort bald da wiedertönen, und ein holder Zauber umfängt unsere Brust. Auch dieß Gedicht ist von Herrn Streckfuß, und steht in dem Musenalmanache für 1805, den er in Gesellschaft des Herrn Treitschke in Wien bey Degen heraus gegeben hat.

Ich glaube nicht, daß diese Auseinandersetzung irgend jemanden, der Sinn für die zarte Harmonie des Verses und Reimes hat, zu kleinfügig und zu weit gesucht scheinen werde. Geben wir auf uns selbst Acht, wenn wir ein glücklich gereimtes Gedicht lesen hören, ob nicht dieß Wiederkehren der bekannten Töne, dieses Anklingen dunkeler Erinnerungen, diese geheime Melodie, die im Innersten unsers Wesens unaufhörlich forttönt, indeß die lebhafteren Seelenkräfte sich bestimmt und anschauend mit dem Inhalte beschäftigen, einen großen, einen wahrhaft zauberischen Reitz über das Gedicht verbreiten. Und wenn wir das fühlen, dann wollen wir die lyrischen Sylbenmaße der Griechen recht sehr ehren und die Dichter nicht minder, welche durch eine glückliche Nachahmung derselben un-

sere kräftige Sprache erhoben, bereicherten und veredelten; aber eben so dankbar wollen wir jenen seyn, die durch Nachbildung der lieblichsten aller Formen, der Italiänischen, aus dem starren, festen Felsen unserer Sprache Blumen hervor lockten, deren Möglichkeit vor fünf und zwanzig Jahren niemand geahndet hatte, und die, indem sie den Fels mit lieblicher Weichheit bekleiden, auch der glücklichen Dichter Haupt mit unverwelklichen Kränzen schmücken.

Über die Corinne der Frau von Stael.

1807.

Die Corinne der Frau von Stael ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß vielleicht niemand, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht, sowohl in Frankreich als Deutschland leben wird, der sie nicht gelesen hätte; und kein Journal existirt, das nicht ein Urtheil darüber enthielte. Nachdem also das lesende und kunstrichtende Publicum sich seit einigen Monathen in Lob und Tadel, schiefen und wahren Meinungen darüber erschöpft hat, wäre es eben so anmaßend als unnütz, über den Werth dieses Buches, als Buch, etwas zu sagen — dieses Buch, das kein noch so scharfes oder so hämisches Urtheil von dem hohen Standorte, den es mit Recht behauptet, wird herab ziehen, und mit dem unseligen Mittelgute vermengen können, das mit jeder Messe die Welt überschwemmt. Dieses lei-

dige Mittelgut, das freylich weder Neid noch Tadel erregt, der ganzen Welt verständlich und angemessen ist, ist es eben, was man so gern zum Maßstabe alles literarischen und menschlichen Werthes machen möchte, mit dem man so gern eine Linie ziehen, alles, was darüber ist, für excentrisch und vom Bösen erklären, und das, was diese Linie mit leichter Mühe erreicht, für das Höchste und Beste gelten machen möchte.

Also kein Wort von dem Buche als Buch, als Product eines glänzenden Genie's und höchst eigenthümlichen Charakters, der sich in jeder Ansicht und Bemerkung eigen und selbstständig ausspricht. Nur als Schriftstellerinn zur Schriftstellerinn, oder vielmehr als Frau zur Frau wünschte ich mit der Verfasserinn zu sprechen; und da das, was ich ihr zu sagen habe, mein ganzes Geschlecht betrifft, das so viel Recht hat, auf sie stolz zu seyn, so erlaube ich mir, es öffentlich und unter meinem Nahmen zu sagen. Von jeher waren mir anonyme Recensionen zuwider.

Mehr als die genialischen Kunstansichten, die die Corinne enthält, mehr als die tiefempfundenen Schilderungen des menschlichen Herzens, zog mich die Individualität der Verfasse-

rinn an, und ich fühlte eine unwiderſtehliche Neigung, mir durch die Zuſammenſtellung der Corinne und Delphine ein richtiges Bild von ihr und ihrer Denkweiſe, beſonders in Rückſicht auf unſer Geſchlecht, zu entwerfen. Es kann keinem Weibe gleichgültig ſeyn, was eine der vorzüglichſten ihres Geſchlechtes über den Werth und die Beſtimmung ihrer Schweſtern denkt; es kann es um ſo weniger in der jetzigen Zeit, wo man in ſo vielen Schriften boßhafte und ungerechte Ausfälle auf jedes Weib findet, das neben der Sorge für Küche und Haushalt noch eine edlere Verwendung ihrer Kräfte kennt.

Delphine ſowohl als Corinne ſind vorzügliche Frauen, die ſich weit über die meiſten ihrer Schweſtern erheben; ſie ſtehen auf einem erhabenen Standorte, und ſind doch von Seite des Herzens und ſeiner Schwächen ſo ganz weiblich und anziehend geſchildert, daß man durch ihre Vorzüge nicht abgeſchreckt wird, ſie recht innig zu lieben. Aber nicht allein das Übergewicht des Geiſtes, in Rückſicht der Bildung, ſogar das Übergewicht der Feſtigkeit und Entſchloſſenheit iſt in beyden Büchern auf Seite der Frauen. Delphine, ſo weich, ſo liebevoll ihr Charakter iſt, hat den Muth, ſich über jedes Vorurtheil wegzuſetzen, wenn

der Zweck, den ſie ſich vorgeſteckt hat, gut iſt; ſie hat die Kraft, nicht allein ihre Vortheile, ſondern ſo gar — was oft ſehr gute Menſchen nicht vermögen — die öffentliche Meinung aufzuopfern, wenn es gilt, einem theuern Freunde weſentlich zu nützen, oder ſonſt ein würdiges Ziel zu erreichen, das in himmliſchem Lichte vor ihrer Seele ſchwebt. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, ob ſie recht oder vielmehr klug daran thut, — genug, es iſt ein kräftiger Charakter, dem ſeine Stärke doch nichts an der Milde und Weichheit benimmt. Wie ſchwach ſteht dagegen Leonore neben ihr! er, der bey vieler körperlichen Tapferkeit und ritterlicher Tugend ſo gar keine Kraft des Gemüthes, keine Macht in ſich hat, ſich über die lächerlichſten Vorurtheile und das armſelige Geklatſch der großen Welt, die ſo ſelten die edle Welt iſt, hinaus zu ſetzen, der das Glück eines höchſt liebenswürdigen Weſens, das ſich ihm willenlos hingibt, ſeinem Götzen, dem Qu'en dira-t'on, ſchlachtet, und von ſeiner Mutter, der liſtigen Verron, und einem falſchen Scheine ſich zur Heirath mit einer Andern, die er nicht lieben, nicht einmahl achten kann, hinreißen läßt!

Wir haben in der Corinne ein paar Charaktere, die so ziemlich das Gegenstück der vorhin genannten abgeben können, die Heldinn des Buches und ihren Geliebten, Lord Nelvil. Corinne, durch Geist, Phantasie, Talente, Schönheit und Edelmuth so hoch über die meisten Menschen — nicht allein über ihr Geschlecht, erhaben, tritt ganz aus den Schranken ihrer weiblichen Bestimmung. Die Verhältnisse, die Sitten des Landes, in dem sie lebt, erlauben ihr, eine Lebensweise zu ergreifen und fortzusetzen, die nicht bloß in England, die sie überall (Italien nach der Frau von Stael ausgenommen) dem gerechtesten Tadel aussetzen würde. Daß sie es in Italien thut, wirft einen mildernden Schleyer darüber; aber unwillkürlich fühlen wir uns geneigt, ihr, wenn sie zuerst auf dem Triumphwagen erscheint, und zuletzt, wo sie halbsterbend noch eine Declamation ihrer Verse halten läßt, und den unglücklichen Nelvil sie anzuhören zwingt, eine zu große Eitelkeit, Gefallsucht — und Rachgier zuzuschreiben. Oswald, ihr gegen über, zartfühlend, tapfer, menschenfreundlich, unterliegt einer beynahe an Aberglauben grenzenden Verehrung für das Andenken und den Willen seines verstorbe-

nen Vaters, die ihn, wie eine fixe Idee, beherrscht, ihn dahin bringt, ein Mädchen zu heirathen, das er nur wenig liebt, sich von einer steifen, etikettevollen Frau, der Lady Edgermond, zu diesem Schritte drängen zu lassen, und ohne Rücksicht das Glück eines sehr vorzüglichen Weibes, die ihn über Alles liebt, zu zerstören. So sind denn in beyden Romanen nur bey etwas veränderten Charakteren bey nahe dieselben Verhältnisse und Verwickelungen. Delphine und Corinne — Leonce und Oswald — Frau von Vernon und Lady Edgermond, — Mathilde und Lucile stehen einander gegen über; ja so gar die vorsichtige, weltkluge Frau von Artenas finden wir auf gewisse Weise durch die Edgermond wiedergegeben, die als Nationalrepräsentant der Englischen Sitten anzusehen, und eben so Oswalds Schutzgeist bey der unüberlegten Wahl seines Herzens ist, wie dort Frau von Artenas Delphinen durch ihren klugen Rath vor manchem falschen Schritte zu bewahren sucht.

Weder Delphine noch Corinne würden — mich dünkt, das könnte man ohne Sehergabe prophezeyen, wenn das Schicksal ihre Wünsche erhört hätte — mit dem Manne ihrer Wahl glücklich gewesen seyn. Noch eher ließe sich von

Delphinens weicherem Charakter ein kluges Fügen in häusliche und bürgerliche Verhältnisse erwarten, wie sie denn mit ihrem ersten Gatten Albemar ganz zufrieden gelebt hatte. Corinne aber war zu weit aus der weiblichen Sphäre geschritten, um in irgend einen häuslichen Zirkel zu passen. Das fühlt sie in klaren Augenblicken selbst, und wünscht nicht mit Oswald verheirathet zu werden. Aber auch Delphinens Lebensansichten sind zu sonderbar, um sie in der beschränkten Wirksamkeit des Weibes dauerhaftes Glück genießen zu lassen.

Warum hat nun Frau von Stael schon zwey Mahl Frauen dargestellt, die durch höhere Geistesbildung und einen kühneren Schwung des Charakters gleichsam unfähig zu ihrer wahrer Bestimmung, zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten geworden sind, und sich dadurch von allem Anspruch auf häusliches Glück ausgeschlossen haben? Warum ist der scharfe Contrast zwischen Corinnen und ihrer Schwester Lucile aufgestellt, deren Einfachheit an Einfalt, deren Schüchternheit an Blödigkeit grenzen, und die dennoch einen so vollständigen Sieg über ihre glänzendere Schwester davon trägt? Warum stehen die beyden Männer, Trotz ihrer übrigens

ſchätzbaren Eigenſchaften, ſo tief unter den beyden Frauen? und woher kommt endlich dieſen die unendliche Liebe, die rückſichtloſe Leidenſchaft für Weſen, die ihnen keine wahre Achtung einflößen können? Sollte Frau von Stael wirklich haben zeigen wollen, daß jede Erhebung des weiblichen Geiſtes über die allgemeinen Bedürfniſſe der Küche, der Handarbeit und Kinderſtube als Wärterinn (denn zur Erziehung gehört etwas Höheres) gefährlich und ein Abweg ſey, der uns unſerem Glücke entführt? Sollte ſie uns zu erkennen geben wollen, daß eine geiſtreiche Frau ſich nur zu leicht auch über den Mann erhebe, und daß ihre Leidenſchaft, die, Trotz der Vernunft, noch immerfort in ihrer Bruſt für einen untergeordneten Gegenſtand lebt, ſie unglücklich machen müſſe?

Es iſt mir unmöglich, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, dieſer Meinung beyzuſtimmen. Ich bin überzeugt, daß bey einer gehörigen Eintheilung der Zeit jedes Frauenzimmer Stunden genug finden würde, die ſie der Ausbildung ihres Geiſtes widmen könnte, ohne auch nur Eine ihrer Berufspflichten zu vernachläſſigen; ich bin ferner überzeugt, daß nicht ſowohl die höhere Geiſtesbildung, ſchim-

mernde Talente und entſchiedene Vorzüge, als vielmehr der verkehrte Gebrauch derſelben, das Weib ihrer wahren Beſtimmung entführen. So bald alles, was wir lernen, üben, denken, dem höchſten Zwecke — nicht nur des Weibes, ſondern des Menſchen untergeordnet wird — dem Zwecke moraliſcher Veredelung, ſo bald das gebildetere Weib auch eben darum das beſſere Weib, die verſtändigere Hauswirthinn, die erfahrnere Erzieherinn, die treuere verläßlichere Freundinn des Mannes ſeyn wird — ſo werden alle Klagen über die falſche Richtung und die ſchädlichen Folgen der höheren Cultur des weiblichen Geſchlechtes wegfallen.

Noch trauriger wäre es vielleicht, wenn dieſe Cultur das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib ſtören müßte, wenn dann jene ſüßen Gefühle, von denen Frau von Stael ſelbſt mit ſo viel Wärme ſpricht, für uns verloren gingen! Sie ſelbſt ſagt: „Il (Oswald) avoit pour elle ces soins protecteurs qui font le plus doux lien de l'homme a la femme. Corinne n'etoit pas comme la plupart des femmes facilement effrayée par les dangers possibles d'une route, mais il lui etoit si doux de remarquer la sollicitude d'Oswald

qu'elle souhaitoit presque d'avoir peur a fin d'être rassurée par lui," (T. II. p. 60.) und ſpäterhin: „Ah! ne faut il pas pardonner aux cœurs des femmes les regrets dechirants qui s'attachent à ces jours ou elles etoient aimées — ou a tous les momens elles se sentaient soutenues et protegées." Soll dieß Gefühl denn nur der körperlichen Stärke, dem phyſiſchen Schutze gelten? Soll das Weib den, der ſie muthig vertheidigt, nicht auch mit inniger Achtung betrachten können? Wird ſie glücklich ſeyn, wenn ſie, indeß er ihr den Arm leiht, ihre körperliche Schwäche zu unterſtützen, ihm ſo oft ihren Kopf leihen muß, um ſeine geiſtige zu verbeſſern? Trauriges Loos des Weibes, wenn ſie keine Wahl hätte, als zeitlebens in den engen Schranken der allgemeinen weiblichen Bildung zu bleiben, oder ihre Fortſchritte mit dem Verluſte ihres häuslichen Glückes und einem der ſüßeſten Gefühle ihres Herzens zu erkaufen! Doch genug von dieſem Gegenſtand, über den ſich weit mehr ſagen ließe, als der Raum dieſer Blätter geſtattet. Ich erlaube mir zum Schluſſe nur noch eine einzige Bemerkung.

Die Religion, als positives Gesetz, als Offenbarung, beschränkter und bestimmter als die natürliche Religion, die, wie ich glaube, nur sehr guten Menschen zum hinreichenden Grundsatz und Motiv ihrer Handlungen dienen kann, zeigt sich in der Delphine selten; und wo sie sich zeigt — in Mathildens Charakter, im Kloster der Frau von Trenan, bey Theresens Einkleidung, ist ihre Gestalt abschreckend, menschenfeindlich, gehässig, daß wir eher geneigt wären, sie zu verwünschen, als zu segnen. Freundlicher erscheint sie in der Corinne, unter einer glänzenden Außenseite — aber leider mehr als Aberglaube! Corinne selbst, so aufgeklärt sie sonst denkt, trägt hier die Erbsünde ihres Landes; sie ist bigott, ohne religiös zu seyn, sie macht mit gewissenhafter Strenge die Ceremonien mit, ohne über ihren Werth oder Zweck nachgedacht zu haben, ohne Rührung, ohne bleibende Wirkung auf ihr Herz. Man erinnere sich hierbey an den Auftritt in der Peterskirche am Charfreytage, und überhaupt an die Schilderung dieser Feyerlichkeiten. Nur ein einziges Mahl auf dem Englischen Schiffe zeigt sich die Religion in einem würdigen Lichte; und diese unendlich schöne Stelle verfehlt auch gewiß ihres Eindrucks nicht

auf jedes wahrfühlende, von keinen Vorurtheilen gegen das Christenthum eingenommene Herz. Warum hat nun Frau von Stael dieſen mächtigen Reſſort im menſchlichen Herzen nicht öfter benutzt, oder vielmehr, warum hat ſie ihn — dieß einzige Mahl ausgenommen, bey nahe immer von einer widrigen Seite gezeigt?

Ich glaube nicht, mit meinen Fragen dieſe geiſtreiche Frau beleidigen, oder einen Zweifel über die wahre Achtung, die ihre Schriften mir für ihr Genie eingeflößt haben, erregen zu können; und ſo ſchließe ich mit leichterem Herzen, indem ich alles geſagt habe, was mir ſeit der Leſung der Corinne recht ernſtlich angelegen hatte.

Die Tropfſteinhöhle in Blaſenſtein.

1809.

In einem der ſchönen Almanache, die bey Herrn Degen heraus kamen, und welche nebſt mehreren Reiſebeſchreibungen auch die mahleriſche Reiſe durch Griechenland enthalten, befinden ſich unter den vielen trefflichen Kupferſtichen auch zwey Blätter, welche die berühmte Grotte auf Antiparos, einer der Inſeln des Archipelagus, vorſtellen. Ich erinnere mich, vor ſehr vielen Jahren ſchon in einem auswärtigen Almanach eine ſehr dichteriſche Beſchreibung dieſer Höhle geleſen zu haben. Die in dem dießjährigen Wiener-Taſchenbuch iſt freylich minder poetiſch, und erfüllt das Gemüth nicht mit ſo erhabenen Bildern, dafür mag ſie das Verdienſt größerer Wahrheit und Genauigkeit haben; auch enthält ſie eine ſehr deutliche Erklärung über die Entſtehung der Stalactiten und Stalagmiten, welche die

wunderbaren Decorationen dieſer Höhle aus-machen.

Sehr lebhaft erinnerte mich dieſe Beſchreibung an eine vaterländiſche Naturſeltenheit, die aber, leider! wie ſo vieles, was wir eigen beſitzen, entweder gar nicht beachtet, oder im Vergleiche mit den ausländiſchen Merkwürdigkeiten gering geſchätzt wird, indeſſen andere Nationen ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus machen, alles Gute, was ſie beſitzen, nach ſeinem wahren Gehalt und oft noch darüber hinaus geltend zu machen, wie die Erfahrungen der neueſten Zeit beweiſen.

Dieſe Naturſeltenheit iſt die Tropfſteinhöhle von Blaſenſtein, ungefähr eine Tagereiſe von hier, auf dem gräflichen Palffy'ſchen Gute dieſes Nahmens.

Wenn man auf den Feldern zwiſchen Wien und dem Kahlenberge ſpazieren geht, da, wo auf einer Seite mäßige Berge, mit Wäldern gekrönt und mit ſchönen Landhäuſern geziert, ſich über Weingärten und Kornfeldern erheben, die ihren langgeſtreckten Fuß bedecken und ſich lieblich in die fruchtbare Ebene verlieren, und auf der andern Seite der vielarmige Strom langſam zwiſchen Auen und blühenden Gärten hin-

unter fließt, da begrenzt jenseit des Stromes und der Auenwelt eine Reihe blauer Hügel die Aussicht. Deutlich unterscheidet man unter ihnen die runde Form des Haimburger Berges und den spitzen Schloßberg von Preßburg. Der letzte linker Hand, die letzte Höhe gegen die unabsehbare Fläche des Marchfeldes zu, ist der Berg, an welchem Blasenstein liegt; und daraus ist zu schließen, wie gering die Entfernung von Wien, und wie sonderbar es eben darum ist, daß bey nahe niemand auch nur eine Ahndung von der Existenz dieser Höhle hat.

Mich führte ein Zufall vor sechs oder sieben Jahren in jene Gegenden, und mit großer Gefälligkeit wurde mir die Höhle gezeigt. Da ich aber damahls nicht von fern den Vorsatz hatte, eine Beschreibung davon zu machen, so unterließ ich es gänzlich, mich nach topographischen oder mineralogischen Bestimmungen zu erkundigen, die mir vielleicht auch an Ort und Stelle wegen meines Mangels an Vorkenntnissen dieser Art wenig genutzt haben würden. Ich faßte bloß das Bild der Grotte sowohl als der ganzen Gegend auf, und jetzt erst, nach so langer Zeit, tritt es, durch jene Griechische Schwestergrotte geweckt, wieder aus dem Dun-

kel der Erinnerung hervor, — halb verwischt, halb undeutlich, und folglich sehr unvollständig. Nur so vermag ich es wiederzugeben; und dieß sey zugleich meine Entschuldigung bey denen, welche in ähnlichen Beschreibungen mit Recht größere Deutlichkeit und bestimmte Angaben fordern. Indessen, da mein Zweck kein anderer ist, als geschicktere und besser ausgerüstete Beobachter auf diese Naturseltenheit aufmerksam zu machen, so hoffe ich, für die Unvollständigkeit meiner Erzählung Nachsicht zu erhalten.

Der Weg nach Blasenstein — wenigstens der, den ich machte — geht durch's Marchfeld, bis an die Österreichische Grenze, den Fluß March, sodann auf Ungarischen Boden durch einige Dörfer, deren Nahmen mir nicht mehr gegenwärtig sind, nach dem gräflichen Palffy'schen Schlosse Malatzka. Auffallend ist der tiefe, äußerst feine Wellsand, der hier einen großen Theil des Bodens bedeckt, und in welchem nur eine dürftige Vegetation fortkommt. Vielleicht war diese ganze Strecke in wechselnden Zeiten das Bett der flachuferigen March, die sehr viele Verwüstungen anrichtet. Auch der angenehme, schattenreiche Park um das niedliche Schloß herum hat manche sandige Stellen, in welchen

man nur mit Beſchwerde gehen kann, und auf der Straße ging in einem ſehr naſſen, regenhaften Sommer das Rad an vielen Orten halb ſchuhtief im Sande. Man erzählte uns, daß in trockenen Jahren hier oft kaum fortzukommen ſey, und beſonders die Winde, die den leichten Sand aufregen und mit ſich fortführen, den Reiſenden unendlich beſchwerlich fallen.

Hinter Malatzka führt der Weg ungefähr drey Stunden lang durch einen ziemlich ſchönen Föhrenwald, der dem ſandigen Boden gleichſam zum Trotze entſteigt, und den Wanderer in wohlthätigen Schatten nimmt. So wie man aus dem Föhrenwalde heraus iſt, verliert ſich nach und nach der Wellſand, dieſe traurige Spur ehemahliger Verwüſtungen, und vor dem Blicke erhebt ſich eine Kette von waldigen Hügeln, deren friſches Grün mit den freundlichen Dörfern, die an ihrem Fuß aus Büſchen hervor ſchimmern, das Auge erquickt und das Herz öffnet, das ſo lang in der Einförmigkeit der Fläche keinen Gegenſtand zur Beſchäftigung fand. Hier liegen Berneck, Kuchel, Stampfen, lauter gräfliche Palffy'ſche Stammgüter, und in angenehmer Abwechſelung geht dieſe Hügel- und Dörferkette bis nach Preßburg.

Blasenstein, am Fuße des letzten Hügels linker Hand, besteht aus wenig Häusern, die sich zum Theil an den Rücken des Hügels lehnen, hinter welchem eine waldige Schlucht sich öffnet, und den Wanderer gleichsam in das Innere der lebendigen Bergwelt zu locken scheint. Schon in einiger Entfernung zeigt sich das Haus des Gestütdirectors; denn hier ist ein sehr ansehnliches Gestüte, das dem Grafen Palffy gehört. Viele hundert Füllen und Mutterpferde weiden in abgesonderten Hürden auf der weiten, grasigen Ebene, und in den Ställen bewahrt man die prächtigen Beschäler auf. Auch hierüber weiß ich nach so langer Zeit keine nähere Auskunft zu geben; nur das weiß ich noch, daß mir die ganze Anstalt sehr verständig eingerichtet, und in jedem Betrachte sehenswerth schien.

Hinter dem Hause des Directors erhebt sich nun der Berg, der in seinem Schooße die Tropfsteinhöhle birgt. Auf seiner Spitze liegt das alte Castell, das, so viel ich mich erinnere, nicht mehr bewohnt ist. Es sollen Tempelherren hier gehauset haben. — Die Wahrheit dieser Behauptung mögen Geschichtskundige erörtern; nur zu gern bevölkert der romantische Sinn des unverdorbenen Menschen jede Ruine mit den Schat-

ten der Vorwelt, und beſonders mit den Schatten dieſes geheimnißvollen, unglücklichen Ordens. Der Berg iſt nicht hoch, ungefähr ſo wie der, welcher bey Mödling die Trümmer der alten Burg Mödling trägt, auch ſo kahl, und nur hier und da mit Nadelholz bewachſen. Am Fuße des Berges iſt der Eingang in die Höhle. Was dem Ganzen zwar an Bequemlichkeit unendlich zuſetzt, aber an natürlichem Reitz und Zauber für die Phantaſie nimmt, ſind die Kunſt, die Menſchenhand, die hier überall ſichtbar werden. Eine Thür verſchließt den Eingang, der Weg iſt geebnet, ſicher geht man zwiſchen ſeltſam geformten Maſſen von Tropfſtein durch, nicht Fackeln die Eine Parthie grell erleuchten, während ſie die andere in ſchaurigeres Dunkel hüllen, und ſo eine Art von myſtiſcher Erhellung hervor bringen, ſondern kleine, in die Felſenwände eingepaßte Leuchter tragen Kerzen, und erhellen gleichmäßig, bequem und ſehr deutlich die wunderbar geformten Gemächer und Abtheilungen der Höhle. Auf leichten Treppen ſteigt man in den über einander liegenden Grotten auf und nieder, und kann ſehr gemächlich hier alle Spiele der Natur bewundern.

Nach den verſchiedenen Formen, in welchen hier die Stalactiten und Stalagmiten ſich entweder zu Säulen und luftigen Pfeilern verbinden, oder umgeſtürzten Trümmern von alten Gebäuden gleichen, oder, umgekehrten Pyramiden ähnlich, von den Decken der Gewölbe in kühnen Maſſen herab hängen, hat die ſchöpferiſche Einbildungskraft die verſchiedenen Gemächer benannt; und man findet wirklich bald flüchtigere, bald treffendere Ähnlichkeiten zwiſchen der Naturſcene und dem Nahmen, den man ihr beylegte. Es iſt hier eine Capelle, ein Saal u. ſ. w. und in der erſten auch ein Altar.

Es iſt, ſage ich! — es war, iſt der eigentliche Ausdruck; denn in der langen Zeit von ſieben bis acht Jahren ſind gewiß hier große Veränderungen vorgegangen. Eine ſolche Tropfſteinhöhle iſt im Kleinen ein Bild der ſchaffenden und zerſtörenden Natur im Großen. Stets erzeugt ſie Neues; das Alte ſtürzt ein, und ſeine Trümmer bilden neue Schöpfungen. An jeder Pyramide von ſeltſam geformtem, halbdurchſichtigem, grauweißem Kalkſteine, wie ſie da von den Decken der Gewölber herab ſtrotzen, hängt noch ein feuchter, beweglicher Tropfen; er ſickert entweder ein, und ſein Verdünſten ſetzt

der oberen Pyramide (dem Stalactiten) etwas zu, oder er fällt herab — in welcher Richtung es nun seyn mag — und bildet sich zum Stalagmiten, der aus unzähligen solchen herab gefallenen und unten vertrockneten Tropfen aufgebaut, in wunderbaren Gestalten empor steigt, um sich entweder mit dem Stalactiten zur Säule zu vereinigen, oder wie kleine Gletscherspitzen vom Boden empor zu starren. Endlich wird die obere Pyramide zu schwer; sie stürzt herab und zerschlägt das empor strebende Geschlecht, das sich von unten zu ihr hinauf heben wollte, oder die allzukühnen empor ragenden Stalagmiten fallen um. Und auf alle diese zusammengestürzten Ruinen tropfen neue bildende Flüssigkeiten herab, und es wird eine neue Gestaltung der Dinge daraus.

So geht es in's Unendliche fort; und diese Ansicht des ewig währenden Bildens und Schaffens, dieses Belauschen der Natur in ihrer geheimen Werkstätte ist, wie mich damahls dünkte, einer der größten Reitze, den die Betrachtung einer solchen Höhle gewährt, wenigstens für den, der, wie ich, keine naturhistorischen Untersuchungen anzustellen, sondern sich nur dem

Eindrucke, den das Ganze auf ſein Gemüth macht, hinzugeben vermag.

Die Höhle ſoll ſechzig Klafter tief ſeyn. Ein Hirtenknabe, der auf dem Berge ſeine Herde hüthete, ließ von ungefähr einen Stein in ein Loch, das er vor ſich ſah, fallen. — Der Stein fiel tief; der Knabe horchte, er hörte das Geräuſch noch lange, und theilte ſeine ſonderbare Entdeckung mit. Man wurde aufmerkſam, ſuchte nach, und fand endlich dieſe Grotte, die allem Anſcheine nach bey nahe das ganze Innere des Berges einnimmt.

Das iſt nun alles, was ich von dieſer Grotte zu ſagen weiß; aber ich würde mich freuen, wenn dieſe einfache, und, wie ich wohl fühle, ſehr mangelhafte Erzählung einen Naturforſcher veranlaſſen möchte, zweckmäßige und gründliche Unterſuchungen darüber anzuſtellen, oder einen Freund der Natur beſtimmte, dieſe Gegend, die ſchon an und für ſich freundliche Reitze hat, zu beſuchen, und ſo eine Naturſeltenheit unſers Vaterlandes, und eine ſchöne, gemeinnützige Anſtalt, die Stüterey, bekannter zu machen.

Maria Zell.

1811.

Eine wohlthätige Stimmung, durch die Zeitumſtände erzeugt oder wenigſtens genährt, ruft ſeit einiger Zeit die Aufmerkſamkeit unſerer Landsleute von der Bewunderung des Auslandes zurück, führt ſie mit ſanfter Hand in's Eigenthum, lehrt ſie betrachten, was ſie beſitzen, und ſchätzen und lieben, was die Vorſicht ihnen reichlich geſchenkt hat. Beſſere, kräftigere Geiſter weiſen uns mit ſtolzem Muth auf eben dieſe Bahn, auf der ſie bereits glänzend voran ſchreiten. Vaterland und vaterländiſche Schätze werden uns bekannter, und die Gegenden, in welchen unſere ſchönſten Tage, die Tage der Kindheit, verfloſſen ſind, uns nun auch in anderen Beziehungen theuer. Schon iſt in geſchichtlicher, naturhiſtoriſcher und geographiſcher Hinſicht ſehr vieles gethan worden, ſchon knüpfen ſich an die

Bürge, Städte, Schlachtfelder des Vaterlandes geſchichtliche Erinnerungen, ſchon ſprechen unſere Pflanzen, Gebirge und Naturſcenen, von gefühlvollen Reiſenden und Naturforſchern beſchrieben, uns lebhaft an. Alles bekommt Bedeutung und Beziehung. Nicht mehr ſo achtlos, wie ſonſt, geht der Öſterreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerſchöpflich reiche Natur ſein Land geſchmückt hat, und erwirbt ſich die Achtung des Auslandes, weil er ſich ſelbſt achten gelernt hat.

Auch unſere ſchönen Gegenden, der mannigfaltige Reitz, der das Land in lieblicher Abwechſelung von Gebirgen und Flächen ziert, wird ſeit einigen Jahren betrachtet. Häufige Reiſen, beſonders zu Fuß, fangen an, zu den feineren Vergnügungen gebildeter Menſchen zu gehören. Zeichner und Mahler reiſen umher, und kommen mit ſchönen Landſchaften bereichert zurück, die in denen, welche dieſe Gegenden nicht kennen, die Luſt erwecken, ſie ebenfalls zu ſehen, und bey jenen, welche ſie geſehen haben, angenehme Erinnerungen zurück rufen. Vielleicht iſt unter den kleineren Reiſen, die man zu Wagen in dem kurzen Zeitraume von fünf oder ſechs Tagen zurück legen kann, keine, welche ſo viel-

fache Abwechſelung an ſehenswürdigen Gegenſtänden, ſo ſchöne, das Gemüth anſprechende Anſichten darböthe, als die Reiſe von Wien nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steyermark. Zwar beſitzen wir ſchon in den Zeichnungen auf einer Reiſe von Wien bis Trieſt (ich ſchreibe den Titel aus dem Gedächtniſſe) eine ſehr anziehende Beſchreibung dieſes Weges; aber erſtens iſt jenes kleine Buch bey weiten nicht ſo bekannt, als es zu ſeyn verdiente, und zweytens kann jede individuelle Anſicht, mit Treue und Wärme aufgefaßt, doch auch, wenigſtens durch Zuſammenſtellung, einigen Werth haben. In dieſer Zuverſicht unternehme ich es, die Reiſe von Wien nach Maria Zell für das Taſchenbuch zu beſchreiben. Vielleicht erregt ſie hier oder dort den Wunſch, dieſe reitzenden Gegenden zu ſehen und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Der ſchönere Weg geht nicht der Poſtſtraße nach über St. Pölten, ſondern über Mödling, Heiligenkreuz, u. ſ. w., jene Straße, welche die Pilger von Wien bey der großen Proceſſion am Marien Himmelfahrtstage nehmen. Bald verläßt man die einförmige Fläche, und dicht hinter Mödling nimmt ein enger Felſenpaß den Wan-

derer auf. Rechts hinüber, von der Fläche aus ſichtbar, liegt die alte Feſte Lichtenſtein; links ſchauen in die Thalſchlucht ſelbſt die wenigen Überreſte einer noch viel älteren Ruine, der Burg Mödling, herab, wo einſt Öſterreichiſche Herzoge vom Babenbergiſchen Stamme gewohnt haben ſollen. Dieſen Felſenpaß ſowohl, als das darauf folgende lachende Thal, den Brühl, mit Wieſen, Wäldern und artigen Landhäuſern wechſelnd, zu beſchreiben, würde überflüſſig ſeyn. Jeder Bewohner Wiens kennt es; und im Allgemeinen iſt es dennoch nicht ſo bedeutend, um eine beſondere Erwähnung zu verdienen.

Das Anziehendſte ſind die Anlagen, die der regierende Fürſt Johann von Lichtenſtein in dieſer Gegend, die zum Theile ſeinen Nahmen trägt, angefangen hat. Breite ſchöne Straßen verbinden die Feſte Lichtenſtein, die Burg Mödling und ein Monument, welches der Fürſt den gefallenen Öſterreichiſchen Helden in den Schlachten bey Aspern und Wagram hat errichten laſſen, und das auf dem Gipfel des höchſten waldigen Berges, in dem Brühl weit herum ſichtbar, ſteht, mit einander, und machen die ganze Gegend umher zu einem großen Park, deſſen Partien nicht mühſam angelegte Häuschen,

Tempelchen u. ſ. w., ſondern wahre Überbleibſel der Vorwelt, in Trümmern zerfallene Bürge und gigantesk Gebäude ſind.

So wie man den Brühl verläßt, vertiefen ſich die Thäler, die Berge (wenn man auf dem Wege nach Maria Zell dieſe Hügel ſo nennen darf) werden höher, die Anſichten intereſſanter. Heiligenkreuz, eine Ciſterzienſerabtey, die man nach anderthalb oder zwey Stunden erreicht, liegt nicht ſchön. Ein ſchmales, nicht tiefes Thal, von graſigen Hügeln umgeben, umſchließt das Stift und das Dorf, zu wenig wild, um dieſer engen Begrenzung einen romantiſchen Charakter zu geben, und doch zu drückend, um freundliche Bilder zu gewähren. Im Stifte ſelbſt werden ein großer Kreuzpartikel und der bleyerne Springbrunnen als Merkwürdigkeiten gezeigt. Wichtiger iſt, daß Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog von Öſterreich aus dem Babenbergiſchen Stamme, hier begraben liegt. Das vaterländiſche Taſchenbuch für 1811 enthält ſeine Lebensgeſchichte, von Meiſterhand entworfen; und es wäre daher überflüſſig, hier noch etwas über dieſen heldenmüthigen Fürſten zu ſagen. Ewig zu bedauern bleibt, daß ſeine Statue, in Lebensgröße auf dem Grabſteine

ruhend, bey den Einfällen der Türken ganz verstümmelt und entstellt worden ist.

Von Heiligenkreuz über Alland bis zum Hafnerberg geht der Weg bald durch engere bald durch weiter gedehnte fruchtbare Thäler, mit waldigen Hügeln begrenzt. Auf dem Gipfel des Hafnerberges steht eine niedliche Kirche, deren weiße Mauern vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes schon von weiten die Blicke auf sich ziehen. Wenn der Gipfel erreicht ist, senket sich die Straße im Zickzack sanft den Berg hinab. Sie ist erst vor zehn Jahren vom Kaiser Franz angelegt worden. An manchen Orten mußte sie untermauert, an manchen in den Felsen gesprengt werden, um ihr die erforderliche Breite und Festigkeit zu geben. Am Fuße des Hafnerberges liegt der Flecken Altenmarkt. Hier hält man gewöhnlich an, um zu speisen, indessen die Pferde gefüttert werden.

Nach dem Essen geht der Weg durch immer schönere Gegenden bis zu dem niedlichen Markte Hainfelden. Man kommt hier meistens schon gegen Abend an. Die Sonne sinkt hinter waldigen Bergen hinab, die Wiesen kleidet tieferes Grün, der Gelsenbach begleitet und durchschneidet zuweilen die einsame Straße. Immer höhere

Berge ſteigen bey jeder Wendung derſelben empor — allmählich wird es dämmernd; einzelne Landleute kehren mit dem Pfluge vom Felde zurück, in den Hütten entglimmen Lichter, hier und dort lodert durch die Dämmerung das Feuer vom häuslichen Herd. Am tiefen Blau des Himmels treten einzelne Sterne hervor, und nur die Spitzen der Berge zeichnen ſich noch deutlich in der helleren Luft, in welcher der letzte Wiederſchein des Tages glänzt.

So fährt man ſtill durch die ſtille Nacht; immer enger wird das Thal, immer ſteiler die Berge zu beyden Seiten. Jetzt hat man den Punct erreicht, wo die Wallfahrtsſtraße ſich mit der Poſtſtraße vereinigt, und nun rauſcht auf einmahl, ſtatt des flach ausgegoſſenen Baches, die wilde Traiſen durch die Finſterniß neben dem Wagen her. Man iſt tief in engen Waldthälern eingeſchloſſen. Der Nachtwind ſauſet geheimnißvoll durch die Bäume, die Sterne des Himmels ſpiegeln ſich in den Fluthen der Traiſen, und unzählig verſtreut, hier am Wege, und dort im nächtlichen Gebüſche, flimmert des Feuerwurms grünliches Licht, bald beweglich durch die Dunkelheit ſchwebend, bald das Gras umher mit ſtillem Glanze beſtrahlend.

Nach den verſchiedenen Formen, in welchen hier die Stalactiten und Stalagmiten ſich entweder zu Säulen und luftigen Pfeilern verbinden, oder umgeſtürzten Trümmern von alten Gebäuden gleichen, oder, umgekehrten Pyramiden ähnlich, von den Decken der Gewölbe in kühnen Maſſen herab hängen, hat die ſchöpferiſche Einbildungskraft die verſchiedenen Gemächer benannt; und man findet wirklich bald flüchtigere, bald treffendere Ähnlichkeiten zwiſchen der Naturſcene und dem Nahmen, den man ihr beylegte. Es iſt hier eine Capelle, ein Saal u. ſ. w. und in der erſten auch ein Altar.

Es iſt, ſage ich! — es war, iſt der eigentliche Ausdruck; denn in der langen Zeit von ſieben bis acht Jahren ſind gewiß hier große Veränderungen vorgegangen. Eine ſolche Tropfſteinhöhle iſt im Kleinen ein Bild der ſchaffenden und zerſtörenden Natur im Großen. Stets erzeugt ſie Neues; das Alte ſtürzt ein, und ſeine Trümmer bilden neue Schöpfungen. An jeder Pyramide von ſeltſam geformtem, halbdurchſichtigem, grauweißem Kalkſteine, wie ſie da von den Decken der Gewölber herab ſtrotzen, hängt noch ein feuchter, beweglicher Tropfen; er ſickert entweder ein, und ſein Verdünſten ſetzt

der oberen Pyramide (dem Stalactiten) etwas zu, oder er fällt herab — in welcher Richtung es nun seyn mag — und bildet sich zum Stalagmiten, der aus unzähligen solchen herab gefallenen und unten vertrockneten Tropfen aufgebaut, in wunderbaren Gestalten empor steigt, um sich entweder mit dem Stalactiten zur Säule zu vereinigen, oder wie kleine Gletscherspitzen vom Boden empor zu starren. Endlich wird die obere Pyramide zu schwer; sie stürzt herab und zerschlägt das empor strebende Geschlecht, das sich von unten zu ihr hinauf heben wollte, oder die allzukühnen empor ragenden Stalagmiten fallen um. Und auf alle diese zusammengestürzten Ruinen tropfen neue bildende Flüssigkeiten herab, und es wird eine neue Gestaltung der Dinge daraus.

So geht es in's Unendliche fort; und diese Ansicht des ewig währenden Bildens und Schaffens, dieses Belauschen der Natur in ihrer geheimen Werkstätte ist, wie mich damahls dünkte, einer der größten Reitze, den die Betrachtung einer solchen Höhle gewährt, wenigstens für den, der, wie ich, keine naturhistorischen Untersuchungen anzustellen, sondern sich nur dem

Eindrucke, den das Ganze auf sein Gemüth macht, hinzugeben vermag.

Die Höhle soll sechzig Klafter tief seyn. Ein Hirtenknabe, der auf dem Berge seine Herde hüthete, ließ von ungefähr einen Stein in ein Loch, das er vor sich sah, fallen. — Der Stein fiel tief; der Knabe horchte, er hörte das Geräusch noch lange, und theilte seine sonderbare Entdeckung mit. Man wurde aufmerksam, suchte nach, und fand endlich diese Grotte, die allem Anscheine nach bey nahe das ganze Innere des Berges einnimmt.

Das ist nun alles, was ich von dieser Grotte zu sagen weiß; aber ich würde mich freuen, wenn diese einfache, und, wie ich wohl fühle, sehr mangelhafte Erzählung einen Naturforscher veranlassen möchte, zweckmäßige und gründliche Untersuchungen darüber anzustellen, oder einen Freund der Natur bestimmte, diese Gegend, die schon an und für sich freundliche Reitze hat, zu besuchen, und so eine Naturseltenheit unsers Vaterlandes, und eine schöne, gemeinnützige Anstalt, die Stüterey, bekannter zu machen.

Maria Zell.

1811.

Eine wohlthätige Stimmung, durch die Zeitumstände erzeugt oder wenigstens genährt, ruft seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit unserer Landsleute von der Bewunderung des Auslandes zurück, führt sie mit sanfter Hand in's Eigenthum, lehrt sie betrachten, was sie besitzen, und schätzen und lieben, was die Vorsicht ihnen reichlich geschenkt hat. Bessere, kräftigere Geister weisen uns mit stolzem Muth auf eben diese Bahn, auf der sie bereits glänzend voran schreiten. Vaterland und vaterländische Schätze werden uns bekannter, und die Gegenden, in welchen unsere schönsten Tage, die Tage der Kindheit, verflossen sind, uns nun auch in anderen Beziehungen theuer. Schon ist in geschichtlicher, naturhistorischer und geographischer Hinsicht sehr vieles gethan worden, schon knüpfen sich an die

Bürge, Städte, Schlachtfelder des Vaterlandes geſchichtliche Erinnerungen, ſchon ſprechen unſere Pflanzen, Gebirge und Naturſcenen, von gefühlvollen Reiſenden und Naturforſchern beſchrieben, uns lebhaft an. Alles bekommt Bedeutung und Beziehung. Nicht mehr ſo achtlos, wie ſonſt, geht der Öſterreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerſchöpflich reiche Natur ſein Land geſchmückt hat, und erwirbt ſich die Achtung des Auslandes, weil er ſich ſelbſt achten gelernt hat.

Auch unſere ſchönen Gegenden, der mannigfaltige Reitz, der das Land in lieblicher Abwechſelung von Gebirgen und Flächen ziert, wird ſeit einigen Jahren betrachtet. Häufige Reiſen, beſonders zu Fuß, fangen an, zu den feineren Vergnügungen gebildeter Menſchen zu gehören. Zeichner und Mahler reiſen umher, und kommen mit ſchönen Landſchaften bereichert zurück, die in denen, welche dieſe Gegenden nicht kennen, die Luſt erwecken, ſie ebenfalls zu ſehen, und bey jenen, welche ſie geſehen haben, angenehme Erinnerungen zurück rufen. Vielleicht iſt unter den kleineren Reiſen, die man zu Wagen in dem kurzen Zeitraume von fünf oder ſechs Tagen zurück legen kann, keine, welche ſo viel-

fache Abwechselung an sehenswürdigen Gegenständen, so schöne, das Gemüth ansprechende Ansichten darböthe, als die Reise von Wien nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steyermark. Zwar besitzen wir schon in den Zeichnungen auf einer Reise von Wien bis Triest (ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) eine sehr anziehende Beschreibung dieses Weges; aber erstens ist jenes kleine Buch bey weiten nicht so bekannt, als es zu seyn verdiente, und zweytens kann jede individuelle Ansicht, mit Treue und Wärme aufgefaßt, doch auch, wenigstens durch Zusammenstellung, einigen Werth haben. In dieser Zuversicht unternehme ich es, die Reise von Wien nach Maria Zell für das Taschenbuch zu beschreiben. Vielleicht erregt sie hier oder dort den Wunsch, diese reitzenden Gegenden zu sehen und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Der schönere Weg geht nicht der Poststraße nach über St. Pölten, sondern über Mödling, Heiligenkreuz, u. s. w., jene Straße, welche die Pilger von Wien bey der großen Procession am Marien Himmelfahrtstage nehmen. Bald verläßt man die einförmige Fläche, und dicht hinter Mödling nimmt ein enger Felsenpaß den Wan-

derer auf. Rechts hinüber, von der Fläche aus ſichtbar, liegt die alte Feſte Lichtenſtein; links ſchauen in die Thalſchlucht ſelbſt die wenigen Überreſte einer noch viel älteren Ruine, der Burg Mödling, herab, wo einſt Öſterreichiſche Herzoge vom Babenbergiſchen Stamme gewohnt haben ſollen. Dieſen Felſenpaß ſowohl, als das darauf folgende lachende Thal, den Brühl, mit Wieſen, Wäldern und artigen Landhäuſern wechſelnd, zu beſchreiben, würde überflüſſig ſeyn. Jeder Bewohner Wiens kennt es; und im Allgemeinen iſt es dennoch nicht ſo bedeutend, um eine beſondere Erwähnung zu verdienen.

Das Anziehendſte ſind die Anlagen, die der regierende Fürſt Johann von Lichtenſtein in dieſer Gegend, die zum Theile ſeinen Nahmen trägt, angefangen hat. Breite ſchöne Straßen verbinden die Feſte Lichtenſtein, die Burg Mödling und ein Monument, welches der Fürſt den gefallenen Öſterreichiſchen Helden in den Schlachten bey Aspern und Wagram hat errichten laſſen, und das auf dem Gipfel des höchſten waldigen Berges, in dem Brühl weit herum ſichtbar, ſteht, mit einander, und machen die ganze Gegend umher zu einem großen Park, deſſen Partien nicht mühſam angelegte Häuschen,

Tempelchen u. ſ. w., ſondern wahre Überbleibſel der Vorwelt, in Trümmern zerfallene Bürge und giganteske Gebäude ſind.

So wie man den Brühl verläßt, vertiefen ſich die Thäler, die Berge (wenn man auf dem Wege nach Maria Zell dieſe Hügel ſo nennen darf) werden höher, die Anſichten intereſſanter. Heiligenkreuz, eine Ciſterzienſerabtey, die man nach anderthalb oder zwey Stunden erreicht, liegt nicht ſchön. Ein ſchmales, nicht tiefes Thal, von graſigen Hügeln umgeben, umſchließt das Stift und das Dorf, zu wenig wild, um dieſer engen Begrenzung einen romantiſchen Charakter zu geben, und doch zu drückend, um freundliche Bilder zu gewähren. Im Stifte ſelbſt werden ein großer Kreuzpartikel und der bleyerne Springbrunnen als Merkwürdigkeiten gezeigt. Wichtiger iſt, daß Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog von Öſterreich aus dem Babenbergiſchen Stamme, hier begraben liegt. Das vaterländiſche Taſchenbuch für 1811 enthält ſeine Lebensgeſchichte, von Meiſterhand entworfen; und es wäre daher überflüſſig, hier noch etwas über dieſen heldenmüthigen Fürſten zu ſagen. Ewig zu bedauern bleibt, daß ſeine Statue, in Lebensgröße auf dem Grabſteine

ruhend, bey den Einfällen der Türken ganz verstümmelt und entstellt worden ist.

Von Heiligenkreuz über Alland bis zum Hafnerberg geht der Weg bald durch engere bald durch weiter gedehnte fruchtbare Thäler, mit waldigen Hügeln begrenzt. Auf dem Gipfel des Hafnerberges steht eine niedliche Kirche, deren weiße Mauern vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes schon von weiten die Blicke auf sich ziehen. Wenn der Gipfel erreicht ist, senket sich die Straße im Zickzack sanft den Berg hinab. Sie ist erst vor zehn Jahren vom Kaiser Franz angelegt worden. An manchen Orten mußte sie untermauert, an manchen in den Felsen gesprengt werden, um ihr die erforderliche Breite und Festigkeit zu geben. Am Fuße des Hafnerberges liegt der Flecken Altenmarkt. Hier hält man gewöhnlich an, um zu speisen, indessen die Pferde gefüttert werden.

Nach dem Essen geht der Weg durch immer schönere Gegenden bis zu dem niedlichen Markte Hainfelden. Man kommt hier meistens schon gegen Abend an. Die Sonne sinkt hinter waldigen Bergen hinab, die Wiesen kleidet tieferes Grün, der Gelsenbach begleitet und durchschneidet zuweilen die einsame Straße. Immer höhere

Berge ſteigen bey jeder Wendung derſelben empor — allmählich wird es dämmernd; einzelne Landleute kehren mit dem Pfluge vom Felde zurück, in den Hütten entglimmen Lichter, hier und dort lodert durch die Dämmerung das Feuer vom häuslichen Herd. Am tiefen Blau des Himmels treten einzelne Sterne hervor, und nur die Spitzen der Berge zeichnen ſich noch deutlich in der helleren Luft, in welcher der letzte Wiederſchein des Tages glänzt.

So fährt man ſtill durch die ſtille Nacht; immer enger wird das Thal, immer ſteiler die Berge zu beyden Seiten. Jetzt hat man den Punct erreicht, wo die Wallfahrtsſtraße ſich mit der Poſtſtraße vereinigt, und nun rauſcht auf einmahl, ſtatt des flach ausgegoſſenen Baches, die wilde Traiſen durch die Finſterniß neben dem Wagen her. Man iſt tief in engen Waldthälern eingeſchloſſen. Der Nachtwind ſauſet geheimnißvoll durch die Bäume, die Sterne des Himmels ſpiegeln ſich in den Fluthen der Traiſen, und unzählig verſtreut, hier am Wege, und dort im nächtlichen Gebüſche, flimmert des Feuerwurms grünliches Licht, bald beweglich durch die Dunkelheit ſchwebend, bald das Gras umher mit ſtillem Glanze beſtrahlend.

Der weißliche Schein von Mauern zeigt endlich, daß man ſich einem bewohnten Orte nahe; das laute Brauſen des Waſſers über Räder und Wehren, das Pochen der Hämmer verkünden die Nähe von Eiſenwerken.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Tacte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildſam vor den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Schiller.

Es iſt Lilienfeld und die Gewehrfabrik, deren zahlreiche Gebäude bereits eine Art von Dorf ausmachen. Man fährt mitten durch. Nun erheben ſich, halb ſichtbar durch die Dunkelheit, die großen Maſſen des Ciſterzienſer-Stiftes Lilienfeld, das im vergangenen Herbſte ein Raub der Flammen geworden iſt. Aber hier iſt dem Wanderer nicht beſtimmt zu bleiben, und der Weg geht durch ein zu dem Stifte gehöriges Gebäude durch, und fährt auf's neue zwiſchen Bergen und Wäldern an dem Ufer der Traiſen fort bis

zu dem einsamen Wirthshause, Am Steg genannt, das eine starke Viertelstunde vom Kloster in einem engen, aber höchst lieblichen Thale liegt. Hier findet man ein freundliches Haus, reinliche Zimmer und Betten und sehr ordentliche Kost. Das Geräusch der Traisen, die wenige Schritte vom Hause vorbey strömt, das Sausen des Windes im nahen Walde wiegen in sanften Schlummer.

Am Morgen ist die Scene verwandelt. Heller Sonnenschein zeigt die Reitze des schönen Thales; der erste Blick fällt auf grün bekleidete Berge, wo sonnige Wiesen und reiche Wälder wechseln. Balsamische Luft weht von da herüber; man fühlt sich zu regerem Leben erwacht, und mit froher Erwartung noch höherer Freuden setzt man die Reise fort.

Wenn es die Zeit gestattet, bleibt man auch wohl einen Tag hier, und besieht die Merkwürdigkeiten des Stiftes, die Kirche, das alte Dormitorium, wo im dreyzehnten Jahrhunderte, nachdem Herzog Leopold vom Babenbergischen Stamme es gestiftet hatte, die ersten Mönche noch alle zusammen in dem hallenden langen Saale schliefen, bis die Strenge des Winters in den Waldgebirgen sie belehrte, daß hier nicht der

milde Himmel des ſüdlichen Frankreichs walte. Auch die Gewehrfabrik iſt ſehenswerth; und überhaupt geht hier leicht ein ſchön genoſſener Tag zwiſchen Betrachtungen und Spazierengehen hin.

Am Morgen der Abreiſe wird früh aufgeſtanden. Noch iſt die Sonne nicht im Thale erſchienen, obwohl die Spitzen der Berge ſchon von ihren Strahlen vergoldet ſind. Nebelſchleyer heben ſich aus den tiefen Thälern, und ziehen, vom Morgenhauche getragen, an den ſchwarzen Wäldern hinauf, zerfließen auf den Gipfeln der Berge in unſichtbaren Duft, oder bilden kleine Wölkchen, die leicht durch die tiefblaue Luft ſegeln. Man fährt ab; feuchtkalt weht es aus den ſchattigen Thälern her, aus welchen noch kein Sonnenſtrahl die Nachtkühle verſcheucht hat. Gern hüllt man ſich in ſchützende Gewänder, und ſchaudert doch immerfort. Endlich ſteigt die Sonne empor; ſie erſcheint auf den Gipfeln der Berge. Mild und belebend fällt ihr goldenes Licht in das verſchloſſene Thal, und ſchimmernd mit tauſend Tropfen, die an den zarten Halmen ſchwanken, liegen die Waldwieſen vor uns. Die Sonne trinkt den Thau auf, und wie leichter Rauch ſchwebt es nun über dem

Graſe, wie der Rauch eines Morgenopfers, mit dem die ſtillfeyernde Natur den Schöpfer ehrt.

Immerfort am Ufer des Waldſtroms, der uns den Weg in die hohen Gebirge weiſet, aus denen er kommt, wendet ſich die bequeme Straße durch mannigfaltig gekrümmte Thäler, die bald hell im Sonnenſcheine ſtrahlen, bald mehr als zur Hälfte von himmelnahen Felſen beſchattet ſind. An Einem Orte ſteigt der Weg am Abhange eines Berges durch Tannenſchatten empor; tief unten durch die Bäume, die den Abhang begleiten, ſieht man den Waldbach dahin ſtrömen, bis der Weg ſich wieder ſenkt und gemächlich am Ufer fortläuft.

Türnitz iſt nun der nächſte Ort, ein freundlicher Flecken, in einem rings begrünten engen Thale. Indeſſen den Pferden Heu gegeben wird, umringen Frauen mit allerley niedlicher Drechslerwaare den Wagen; ſie biethen Strickröhrchen, Nadelbüchschen, Tobaksdoſen, Bonbonieren, alles zierlich aus wohlriechendem Wachholderholze geformt, auch Roſenkränze und Heiligenbilder, die uns zuerſt erinnern, auf welchem Wege wir uns befinden, zum Kaufe an.

Gern nimmt man dieſe artigen Kleinigkeiten, die meiſtens ſehr wohlfeil ſind, und denkt.

dabey an ſeine Freunde; denn es iſt Sitte, jedem Hausgenoſſen und jedem wertheren Freunde etwas von Maria Zell, oder wenigſtens von der Reiſe dahin, mitzubringen. Über dieß iſt noch im Anfange des Fleckens ein Drahtzug angelegt, den man beſehen, und, während die Pferde ſich erhohlen, die Zeit recht angenehm zubringen kann.

Drey Viertelſtunden hinter Türnitz ungefähr werden die Felſen kahler, ſchroffer. Es öffnet ſich ein ſchmales Thal, durch welches der Bach ſtrömt; und auf ſeinen beyden Ufern liegen eine Menge netter Häuſer und Häuschen, wie ein zerſtreuetes Dorf. Das iſt die Glasfabrik. Am überraſchendſten ſchien mir jederzeit der dem ſchönen Wohnhauſe gegen über liegende Garten. Auf einer Anhöhe, halb in die Felſen gehauen, laufen ſchmale Gänge mit Blumenbeeten und Pfirſichbäumen hin, und in dem der Mittagsſonne geöffneten Treibhauſe prangen hier, mitten im Gebirge, am Fuße der Alpen, manche Blumen der milderen Zonen. Es lohnt die Mühe, hier abzuſteigen, und die Fabrik zu beſehen, das Schmelzen in der vulkaniſchen Gluth des Ofens, in die man nicht hinein zu ſehen im Stande iſt, die Behandlung des flüſſig glühen-

den Glases, wie eines dehnbaren Teiges, das Biegen in Formen, und endlich, wenn das Glas fertig ist, alle die Verrichtungen, um es zu schmücken, indem es geschliffen, geschnitten, oder brillantirt wird.

Eine Stunde hinter der Glasfabrik schließt sich auf einmahl das Thal. Kein Ausweg erscheint — aber senkrecht steht der himmelnahe Annaberg vor uns; und obwohl er bis zum Gipfel mit Feldern, Büschen und Wiesen begrünt ist, faßt den Wanderer doch eine Art von Grauen, wenn er bedenkt, daß nur über ihn der Weg fortführen kann.

Nicht leicht wird der Contrast des friedsamen Dörfchens auf dieser schwindelnden Höhe und der Gedanke, zu ihm empor klimmen zu müssen, seine Wirkung auf das Gemüth des Reisenden verfehlen. Mit einer seltsam gespannten Stimmung betritt man den Fuß des Berges. Hier hält unter einem Strohdache die Vorspann, deren man bedarf, um diesen und die folgenden Berge zu befahren. Meisten Theils werden die eigenen Pferde ausgespannt, und gemächlich vom Kutscher über die Berge geführt oder geritten, und man fährt mit den fremden, die des Bergsteigens besser gewohnt sind. Um die Schönhei-

wenn man das Dörfchen erreicht, und so, wie man nun den langen Weg zurück gelegt und den himmelnahen Berg erstiegen hat, der, wie man glaubt, der höchste rund umher seyn muß, siehe! so erhebt sich hinter ihm die kahle, seitwärts gebogene Spitze des noch viel höheren Ötschers, und man sieht sich mitten in der Alpenwelt.

Hier auf dem Annaberge wird Mittag gemacht. Frische Erdbeeren, kaum blühendes Korn mitten im Julius, Haferfelder, die bey weiten nicht alle Jahre reif werden, zeigen uns, daß wir uns in einem von der Fläche sehr verschiedenen Klima befinden; aber selbst diese Verschiedenheit hat einen geheimen Reitz. Eine seltsame Stille und Ruhe verbreiten sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an — der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, und man denkt es sich möglich, hier mit Vergnügen leben zu können, so rauh und einsam es auch ist.

Nach Tiſche geht der Weg über den Joachims- Joſephs- und Sebaſtiansberg. Der mittlere iſt der höchſte; auf ſeinem Gipfel findet man ſeine Pferde wieder, und ſendet die Vorſpann zurück. So hoch er indeſſen auch iſt, ſo mahleriſch ein fruchtbares Thal ſich beym Herabſteigen vor den Blicken verbreitet, gleicht er doch an ſeltſamen Reitz und überraſchender Wirkung bey weiten nicht dem Annaberge. Es iſt eine gewöhnliche, ſehr bequeme Bergſtraße, die meiſtens im Schatten eines Tannenwaldes bis an den Gipfel führt, und manche hübſche Anſichten darbiethet. Auf ſeinem Gipfel, wie auf dem der beyden übrigen Berge, ſtehen kleine Capellen; und nun breitet ſich ein langes, fruchtbares Thal vor uns aus. Hier iſt an einem kleinen Flüßchen die Grenze zwiſchen Öſterreich und Steyermark.

Allmählich ſinkt die Sonne gegen das Gebirge. Seltſam gruppiren ſich rings herum die ungeheueren Felſenmaſſen; das Thal, durch welches die Straße läuft, und aus dem man zu himmelnahen Gipfeln empor blickt, iſt ſelbſt nur ein breiter Bergrücken gegen die tiefen Thäler, die ſich hier rechter Hand hinab ſenken. Hinter einer Menge kleinerer Felſenzacken ragt der Rieſengipfel des Ötſchers hervor. Ein ruhiges, gol-

wenn man das Dörfchen erreicht, und so, wie man nun den langen Weg zurück gelegt und den himmelnahen Berg erstiegen hat, der, wie man glaubt, der höchste rund umher seyn muß, siehe! so erhebt sich hinter ihm die kahle, seitwärts gebogene Spitze des noch viel höheren Ötschers, und man sieht sich mitten in der Alpenwelt.

Hier auf dem Annaberge wird Mittag gemacht. Frische Erdbeeren, kaum blühendes Korn mitten im Julius, Haferfelder, die bey weiten nicht alle Jahre reif werden, zeigen uns, daß wir uns in einem von der Fläche sehr verschiedenen Klima befinden; aber selbst diese Verschiedenheit hat einen geheimen Reitz. Eine seltsame Stille und Ruhe verbreiten sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an — der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, und man denkt es sich möglich, hier mit Vergnügen leben zu können, so rauh und einsam es auch ist.

Mit ernſten Betrachtungen betritt man den weiten Vorhof, der die Kirche umſchließt. Die Bauart derſelben ſcheint mir nicht vorzüglich; ſie macht wenigſtens von außen keinen weder großen noch angenehmen Eindruck, iſt nicht recht modern und doch nicht Gothiſch, nicht in Italiäniſchem, nicht in irgend einem anderen ſchönen Style. Das Thor iſt ganz alt, mit dünnen, Gothiſchen Säulen in einem Halbzirkel vertieft, wie gewöhnlich die Eingänge ſehr alter Kirchen; und eben ſo alte Basreliefs über demſelben ſtellen die Wirkungen des Gnadenbildes in wunderbaren Heilungen u. ſ. w. dar. Zu beyden Seiten ſtehen die zwey ziemlich neuen Statuen der beyden Fürſten, Heinrich von Mähren und Ludwig von Ungarn, der erſten Finder und Stifter dieſer Kirche. Inſchriften am Fußgeſtelle belehren über ihre Schickſale.

Es iſt Abend, wenn man nach Maria Zell kommt; die Dämmerung fängt an, aus den Thälern empor zu ſteigen. Auf dem Platze vor der Kirche ſelbſt iſt es noch ziemlich hell, in der Kirche aber herrſcht bereits tiefes Dunkel; und mitten in dieſem Dunkel, das uns umfängt, bricht ein helles, blendendes Licht aus der kleinen Capelle in der Mitte der Kirche, wo das Marienbild, von

schimmerndem Gold und unzähligen Lichtern umgeben, wie auf einem Sitze der Herrlichkeit thront.

Am andern Morgen, der gewöhnlich der Andacht gewidmet ist, besieht man die Schatzkammer und die wenigen Merkwürdigkeiten des Ortes. Rund um die Kirche ist eine Art Messe. In unzähligen Buden werden hier alle Bedürfnisse eines Wallfahrtsortes, Rosenkränze, Heiligenbilder, Rauchwerk, Gebethbücher, aber auch Türnitzer Drechslerarbeiten und kleines Spielzeug verkauft. Sonderbar ist es, daß von jeder Art Waaren mehrere Buden da sind, in denen genau dasselbe verkauft wird, so daß von einer Wahl gar nicht die Rede ist.

Spaziergänge sind sehr schöne um den Markt herum; einer der schönsten ist der an dem Erlaphsee, ungefähr drey Viertelstunden von Zell, der durch einen nicht sehr dichten Wald, wo Erdbeeren und fremdartige Blumen Wohlgeruch verhauchen, in ein einsames Thal führt, dessen Tiefe der Spiegel eines klaren Sees ausfüllt. Mitten durch die dunkelgrünen Wellen zieht sich der silberstrahlende Strom der Erlaph, und man nimmt deutlich seine Strömung durch die ruhige Fluth des Sees wahr. An seinem Ende ist eine Fischerhütte, wo man gute frische Milch

bekommt, und, auf duftende Wieſen gelagert, den ſtillen Waſſerſpiegel, die umgrenzenden Berge mit ihren Wäldern und den Abendhimmel, der in ſeiner Tiefe zittert, ſehen kann.

Die gewöhnliche Weiſe der Reiſenden iſt aber, Nachmittags in's Gußhaus zu fahren. Der Weg führt über den hohen Berg, auf dem Zell liegt, hinab durch das enge Waldthal, aus dem der runde, buſchige Hügel hervor ragt, der auf ſeiner Spitze die Simons- oder Sigmunds-Capelle trägt. Es lohnt die Mühe, auch dieſe Fahrt zu machen; denn ſowohl der Weg durch das Thal als auch das Gußwerk, wo Kanonen, Kugeln, große Keſſel u. ſ. w. gegoſſen werden, ſind ſehenswerth. Überhaupt aber biethen die Umgebungen dieſer wildſchönen Örter Stoff genug dar, um hier zwey und mehr Tage, wenn man ſich länger aufhalten kann, angenehme Beſchäftigung und Genuß zu finden.

Die Rückreiſe kann man der Abwechſelung wegen auf einem anderen Wege machen. Es führt nähmlich eine zweyte Straße von Zell über den Höllenſteigriegel und Hohenberg nach Lilienfeld. Sie iſt kürzer, und hat nur Einen Berg, der aber ſeinen furchtbaren Nahmen wohl verdient; denn der Weg geht immer am ſteilen

Abhange hin. Rechts ſteigen meiſt kahle Felſen empor, links ſenket ſich eine jähe Tiefe, in welcher die Salza ſich mit wildem Geräuſche durch Sträuche und Felſentrümmer einen Weg bahnt. Hier müſſen am Fuße die Pferde ausgeſpannt und Ochſen vorgelegt werden, weil der Weg ſchlecht, und wegen der vielen Felſenplatten, die der Regen auf dem jähen Abhange leicht entblößt, für Pferde nicht ſicher genug iſt. Hat man aber einmahl den Gipfel erreicht, dann ſenket ſich der Weg ſehr gemach durch lauter Wälder und liebliche Schatten bis tief in's Thal, wo das kleine Dörfchen St. Ägidii liegt. Etwas ſeltſam ſind die Felſenmaſſen, die man bey'm Herabſteigen über den Höllenſeigriegel von allen Seiten auf den Gipfeln der Berge erblickt, und die ſo täuſchend Ruinen von zerfallenen Schlöſſern gleichen, daß man Mühe hat, ſich zu überreden, man ſehe hier kein zerſtörtes Menſchenwerk, ſondern ein ſonderbares Spiel der Natur vor ſich.

Nach einem Wege von einer Stunde kommt man in ein liebliches Thal, das ein klarer Bach durchſtrömt. Rechts tritt aus der Bergreihe ein hoher, rings umher mit Wald bewachſener Berg hervor, auf deſſen Spitze man ein zer-

fallenes Schloß erblickt. Das iſt Hohenberg, der ehemahlige Sitz eines gräflichen Hauſes. Der Letzte dieſes Stammes liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben. Das Schloß ſelbſt, ſo wie die ganze Gegend und die großen Waldungen weit umher, bis rückwärts nach Maria Zell, gehören dem Grafen von Hojos. Die Ruine ſelbſt iſt ſo zerfallen, daß man ſich kaum noch eine Vorſtellung von ihrer ehemahligen Geſtalt machen kann; aber die Ausſicht in das Thal iſt vortrefflich und belohnet die Mühe des Heraufſteigens. Von hier erreicht man Lilienfeld in zwey Stunden.

Joseph Köderl,

k. k. Censor und Bücherrevisor, gestorben den 11. Jänner 1810.

An den Herausgeber des österr. Beobachters.

Es ist mir ein sehr angenehmes Geschäft, Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten, und, indem ich Ihnen das Wenige, was ich von dem verewigten unvergeßlichen Freunde weiß, mittheile, zugleich dem Wunsche meines Herzens, das ihn gern ehret, zu entsprechen.

Von Köderls häuslichen Verhältnissen, von dem, was man eigentlich Lebensgeschichte nennt, kann ich nur wenig sagen. Mich dünkt, es war nicht sowohl Zurückhaltung von seiner Seite, als Mangel an hervorstechenden merkwürdigen Ereignissen, was diese Unbekanntschaft verursachte. Hier, im Mittelstande geboren, auf gewöhnliche Art erzogen, vollendete er seine Studien und fand eine Anstellung in seiner Vater-

ſtadt, wie viele tauſend Menſchen ſeiner Zeit und Art, ohne alle ſonderbare Zufälle. Das, was ihn auszeichnete, was ihn der Welt und ſeinen Freunden unvergeßlich machte, war ſein Inneres, die Bildung ſeines Charakters, die er ſich ſelbſt, nicht ſeltſamen Einwirkungen des Schickſals, dankte, und die ihn eben darum ſchätzbarer machte *).

Sein Vater, der in einem Dienſte bey dem kaiſerlichen Hofſtaate ſtand oder noch ſteht, hatte das Unglück, dieſen trefflichen Sohn zu überleben; ein Bruder von ihm iſt Pfarrer in der Prein, einer wildſchönen Gebirgsgegend, ſeitwärts von Schottwien. Ob er mehr Geſchwiſter hatte, weiß ich nicht zuverläſſig. Seiner Mutter war er mit inniger Liebe ergeben, und bedauerte ſie herzlich, als ſie vor einigen Jahren ſtarb. Er fühlte tief den Verluſt einer treuen weiblichen Seele, die mit der Innigkeit ihres Geſchlechtes an ihm hing, und mit der Sorglichkeit desſelben ſeinen kleinen Bedürfniſſen zuvor kam. Er fühlte ihn vielleicht um deſto tiefer,

*) Etwas, das ſolche geſchichtliche Daten enthält, iſt in den vaterländiſchen Blättern erſchienen.

da er längere Zeit vorher das Mädchen ſeiner Liebe durch den Tod verloren hatte. Ich habe dieſe Perſon wohl gekannt, lange ehe ich ihn kennen lernte; — es war ein hübſches, gutgeſittetes, fleißiges und ſehr geſchicktes Mädchen aus dem Bürgerſtande, die ihn vermuthlich nach ſeinen Begriffen von häuslicher Zufriedenheit und ſeinen mäßigen Forderungen an das weibliche Geſchlecht in dieſer Rückſicht glücklich gemacht haben würde. Ob er nach ihrem Tode wieder geliebt hat, weiß ich nicht, doch zweifle ich ſehr daran; in ſpäteren Jahren ſtand ſein Gefühl ſichtbar und völlig unter der Herrſchaft ſeines Verſtandes.

Seine Bildungszeit fiel gerade in die der Verſtandescultur ſo günſtige Epoche Joſephs des Zweyten, wo die Erkenntnißkräfte ſich in regem Streben entfalteten, und ein ſchönes Leben für die Geiſter begann. Eigener Trieb, öffentliche Aneiferung und reitzendes Beyſpiel führten ihn von einer Stufe der Ausbildung zur anderen bis dahin, wo er zuletzt mit einer Vollendung und Vollſtändigkeit, wie Wenige, ſtand. Das erinnere ich mich öfters von ihm gehört zu haben, daß er in ſeinen früheren Jahren eine Art gelehrter Verbindung mit andern Jünglingen ge-

ſtiftet hatte, deren Zweck war, ſich durch gemeinſchaftliche Ausbildung zu vervollkommnen. Es wurden in dieſer Geſellſchaft Aufſätze über gegebene Gegenſtände verfaßt, geleſen und beurtheilt.

So bildete ſich ſein Geiſt, und, was nicht oft der Fall iſt, ſein Charakter formte ſich harmoniſch zu ſeiner Erkenntniß. Es gibt nur äußerſt wenig Menſchen, deren Verſtand und Gemüth ein ſolches vollſtändiges Ganzes ausmachen, wie bey ihm. Er war einig mit ſich und der Welt. Sicher und feſt ging er den mit Bedacht gewählten Weg, ohne Rückblick, ohne Unterbrechung, als die das Schickſal ihm zuweilen in denſelben legte. Seine Anſichten waren eigen, aber klar, und ganz mit ſeiner Sinnes- und Handlungsart verſchmolzen. Daher ſeine Klugheit im Entwerfen ſeiner Plane, ſeine Beharrlichkeit im Verfolgen derſelben, womit er mehr ausrichtete als Andere mit erhöhter Wärme des Gefühls. Daher — daß er mit Perſonen von der ungleichſten, verſchiedenſten Denkart freundlich und in ſtäten geſellſchaftlichen Berührungen leben konnte, ohne Widerwillen, ohne Entzweyung. Ihn irrten die Anſichten der Anderen nicht, er drang niemanden die ſeinigen

auf. Und bey all dieſer theils ſcheinbaren, theils wirklichen Ruhe und Kälte des Gemüthes waren in ſeinem Herzen ein hoher Sinn für Freundſchaft und inniges Anſchließen an erprobte gute Menſchen, ſie mochten auch noch ſo verſchieden von ihm denken. Er ſchätzte das Gute, das ſie beſaßen, und ſie um dieſes Guten willen. Er konnte warmen Theil nehmen an dem Schickſale ſeiner Freunde, für ſie handeln und für ſie etwas aufopfern, was Hunderte mit weicherem Herzen nicht können. So haben ihn Alle gefunden, die ſeines nähern Umganges genoſſen.

Was er mit dieſer klugen Beſonnenheit, mit dem feſten Willen für's Gute im Gebiethe der Literatur für das Vaterland gewirkt hat, wird man erſt ſpäter erkennen, wenn hier und dort ſein thätiges Streben, ſeine muthige Verwendung, ſein ſcharfer Blick mangeln wird; überhaupt hat er, ſo unſcheinbar ſein Wirkungskreis war, ihm durch ſtilles Walten und Streben eine ſolche Ausdehnung zu geben gewußt, daß die Lücke, die ſein Tod machte, weithin empfunden werden muß.

Die Claſſiker alter und neuer Zeit ſchätzte er über alles; denn er kannte und verſtand ſie. Ob er Griechiſch kannte, weiß ich nicht. Taci-

tus, Taſſo und Oſſian lagen beſtändig auf ſeinem Schreibepulte; die neueſte Literatur kannte er von Amts wegen ganz und genau. Oſſian war ſein Begleiter auf jenen einſamen Fußreiſen, die er in die romantiſchen Gebirgsgegenden von Öſterreich machte, und auf welchen er oft bey ſeinem Bruder, dem Pfarrer, einſprach. Meiſtens machte er ſie im Herbſte, in den kurzen Ferien, die ſeine Pflicht ihm gönnte; und dieß iſt bey nahe die einzige Zerſtreuung und Erhohlung, die er ſich erlaubte. Sonſt verbrachte er ſeine freyen Abendſtunden unter guten Freunden, bey zwangloſem Geplauder oder dem Schachbrete, das er überaus liebte. Dieſem Spiel opferte er manche der erſten Nachtſtunden, und ging dann, ſelbſt im Winter, zuweilen mit einem Umweg in ſeine Wohnung in der Leopoldſtadt, um ſich am Anblicke des nächtlichen Himmels und der ſchlummernden Natur zu weiden.

Im Umgange war er munter, ſehr geſprächig und oft bis zur Kindlichkeit heiter. Ein geſellſchaftlicher Scherz, eine kleine Neckerey, ein Nichts konnte ihn herzlich unterhalten, und eben ſo leicht ging er von dieſen Kleinigkeiten zu ernſthaften Erörterungen oder politiſchen Debatten über, die er ſehr liebte, und wobey er

seine Meinung lebhaft und bestimmt vortrug, und ohne Hitze, ohne Persönlichkeit vertheidigte. So vielseitig, so treu, so vorzüglich gebildet, war er die Seele des kleinen Kreises, in dem er sich befand, und Allen unvergeßlich und unersetzlich, die er unter seine Freunde rechnete.

Angelo Soliman.

1807.

Dieſe Biographie entſtand durch den Wunſch des Herrn Senateur Gregoire in Paris, Verfaſſer des berühmten Werkes „La Literature des Negres", der ſich, um ſie zu erhalten, an eine ſeiner hieſigen Freundinnen wandte, durch welche ich die Materialien und Daten zur Bearbeitung derſelben erhielt. Sie wurde in's Franzöſiſche überſetzt und jenem Buche einverleibt. Da Angelo aber hier allgemein bekannt und geſchätzt war, und viele ſeiner Freunde noch leben, dürfte ſie auch für Wien nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Unter den Negern, welche ſich durch höhere Geiſtesbildung, Kenntniſſe, aber noch weit mehr durch moraliſche Ausbildung und Vortrefflichkeit des Charakters auszeichneten, verdient Angelo

seine Meinung lebhaft und bestimmt vortrug, und ohne Hitze, ohne Persönlichkeit vertheidigte. So vielseitig, so treu, so vorzüglich gebildet, war er die Seele des kleinen Kreises, in dem er sich befand, und Allen unvergeßlich und unersetzlich, die er unter seine Freunde rechnete.

Angelo Soliman.

1807.

Dieſe Biographie entſtand durch den Wunſch des Herrn Senateur Gregoire in Paris, Verfaſſer des berühmten Werkes „La Literature des Negres", der ſich, um ſie zu erhalten, an eine ſeiner hieſigen Freundinnen wandte, durch welche ich die Materialien und Daten zur Bearbeitung derſelben erhielt. Sie wurde in's Franzöſiſche überſetzt und jenem Buche einverleibt. Da Angelo aber hier allgemein bekannt und geſchätzt war, und viele ſeiner Freunde noch leben, dürfte ſie auch für Wien nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Unter den Negern, welche ſich durch höhere Geiſtesbildung, Kenntniſſe, aber noch weit mehr durch moraliſche Ausbildung und Vortrefflichkeit des Charakters auszeichneten, verdient Angelo

Soliman, der im Jahre 1796 hier in Wien ſtarb, gewiß einen der erſten Plätze.

Die Schickſale ſeiner Kindheit und erſten Jugend, welche ihn, den Afrikaniſchen Königsſohn, aus dem Schooße ſeiner Familie, aus dem Reiche ſeiner Väter riſſen, und bis nach Wien in das Haus des Fürſten von Lichtenſtein führten, ſind zu merkwürdig, und haben zu viel Einfluß auf ſeine moraliſche und intellectuelle Bildung gehabt, um mit Stillſchweigen übergangen zu werden. Hier iſt das, was ſeine Freunde noch jetzt nicht ohne innige Theilnahme nach ſeinen eigenen Erzählungen mitzutheilen wiſſen.

Er war der Sohn eines Afrikaniſchen Fürſten. Das Land, worin dieſer herrſchte, hieß Panguſilang, das Geſchlecht, aus dem er ſtammte, Magni famori. Außer dem kleinen Mmadi Make (dieß war Angelo's vaterländiſcher Nahme) hatten ſeine Ältern noch ein jüngeres Kind, ein Mädchen. Er erinnerte ſich noch der Ehrfurcht, womit ſein Vater behandelt wurde, der großen Anzahl von Dienern, die ihm zu Gebothe ſtand. Er ſelbſt war, wie alle Fürſtenkinder jenes Landes, auf beyden Schenkeln mit einer Art von Schrift bezeichnet, und lange

nährte er noch die süße Hoffnung, daß man ihn aufsuchen und an diesen Zeichen erkennen würde. Überhaupt kehrten ihm selbst in späteren Jahren die Erinnerungen an seine Jugend, an seinen ersten Unterricht im Pfeilschießen, worin er bald seine Gefährten übertraf, an manche einfache Sitte *) und den schönen Himmel seines Vaterlandes mit schmerzlicher Sehnsucht zurück, und er konnte nie ohne tiefe Bewegung die vaterländischen Lieder singen, die sein treffliches Gedächtniß aus jener frühen Zeit ihm treu bewahrt hatte.

Von den ewigen Fehden der kleinen Völkerschaften im Binnenlande von Afrika, deren Zweck bald Rache, bald Raubsucht, bald die schänd-

*) Aus Angelo's Erinnerungen scheint hervor zu gehen, daß sein Stamm schon einige Cultur hatte. Sein Vater besaß viele Elephanten und selbst einige Pferde, die dort eine Seltenheit sind. Sie hatten keine Münze; aber der Tauschhandel wurde regelmäßig durch öffentliches Ausrufen und Feilbiethen bey ihnen getrieben. Ihre Religion war Gestirndienst. Sie beobachteten die Beschneidung; auch wohnten zwey weiße Familien unter ihnen.

lichste Art von Geitz ist, indem der Sieger die erbeuteten Gefangenen auf den nächsten Sclavenmarkt bringt und dort an die Weißen verhandelt, erzählen alle Reisebeschreibungen. Eine solche brach gegen Mmadi Make's Stamm aus, und so unvermuthet, wie es scheint, daß sein Vater keine Ahndung von der Gefahr hatte. Der siebenjährige Knabe stand bey seiner Mutter Fatuma, die das jüngste Kind an der Brust hielt, als plötzlich ein fürchterliches Getöse, Waffengeklirr und Geheul der Verwundeten die Familie aufschreckten. Mmadi Make's Großvater stürzte voll Entsetzen in die Hütte und rief: „Feinde! Feinde!" Fatuma sprang erschrocken auf; sein Vater eilte sich zu waffnen, und der erschrockene Kleine lief pfeilschnell davon. „Wohin gehst du, Mmad Make?" rief ihm die Mutter nach. „Wohin Gott will, Mutter!" antwortete der Knabe; und noch in späteren Jahren dachte er an den bedeutungsvollen Sinn dieser Worte. Als er in's Freye kam und zurück blickte, sah er seine Mutter nebst mehreren von seines Vaters Leuten unter den Streichen der Feinde sinken. Außer sich vor Entsetzen lehnte er sich nebst noch einem andern Knaben an einen Baum, und verdeckte seine Augen

mit den Händen. Das Gefecht dauerte fort; endlich wurde er ergriffen und in die Höhe gehoben. Es waren Leute von der feindlichen Partey, die nun wahrscheinlich schon das Feld behauptet hatten. Doch wollten seine Mitbrüder den Sohn ihres Königs nicht so gutwillig in ihren Händen lassen. Es begann ein Streit um seinen Besitz; man hielt ihn während desselben meist freyschwebend in der Luft. Endlich erlagen die Seinen auch hier, und der siebenjährige Knabe ging, mit welchen Empfindungen, ist leicht zu denken, nun ganz in die Hände der Sieger über. Sein Herr vertauschte ihn indessen bald an einen andern Neger um ein schönes Pferd, und dieser führte ihn an einen Ort, wo sie sich einschifften. Hier fand er viele von seinen Landsleuten, alle gefangen, wie er, alle, wie er, zur Knechtschaft bestimmt. Sie erkannten ihn mit Schmerzen; aber es war ihnen unmöglich, etwas für ihn zu thun, da ihnen nicht einmahl der kleine Trost vergönnt war, mit ihm sprechen zu dürfen.

Als sie auf diesen kleineren Schiffen das Meeresufer erreicht hatten, sah Mmadi Make mit Erstaunen die großen schwimmenden Häuser. Eines derselben, wahrscheinlich ein Spanisches,

nahm ihn nebſt ſeinem neuen Gebiether auf. Nachdem ſie einen Sturm überſtanden hatten, landeten ſie an einer Küſte, wo der neue Gebiether ihn zu ſeiner Mutter zu führen verſprach. Mmadi Make war außer ſich vor Freuden; aber wie bald ſchwand die ſüße Täuſchung, als er in das Haus kam, und ſtatt ſeiner Mutter nur die Frau ſeines Gebiethers fand, die ihn aber äußerſt liebreich aufnahm, ihn liebkoſete und mit der größten Zärtlichkeit behandelte, wenn ihr Mann nicht gegenwärtig war. Der Mann gab Mmadi Make den Nahmen Andreas und befahl ihm, die Kamehle zur Weide zu führen und zu hüthen.

Es iſt nicht zu beſtimmen, von welcher Nation dieſer Mann war, noch wie lange der Knabe bey ihm blieb, jetzt, da Angelo längſt todt iſt, und dieſe Nachrichten größten Theils aus dem Munde ſeiner Freunde niedergeſchrieben ſind. Nach einer langen Zeit verkündigte ihm endlich ſein Herr, daß er ihn an einen Ort bringen wolle, wo es ihm beſſer gefallen würde, als hier bey ihm. Mmadi Make freute ſich ſehr darüber, aber die Frau ſeines Herrn trennte ſich mit Schmerzen von ihm. Sie ſchifften ſich ein, und kamen nach Meſſina. Hier wurde er in das

Haus einer anſehnlichen reichen Dame gebracht, die, wie es ſchien, ſchon auf ſeine Ankunft vorbereitet war. Sie empfing ihn ſehr gütig, und gab ihm ſogleich einen Lehrer, der ihn in der Landesſprache unterweiſen ſollte. Mmadi Make lernte leicht und ſchnell; ſein gutmüthiges Betragen erwarb ihm die Zuneigung aller ſeiner Hausgenoſſen, die ſehr zahlreich waren, und unter welchen er vor allen eine Mohrinn, die man Angelina nannte, wegen ihrer Sanftmuth und ihres freundlichen Betragens auszeichnete.

Er wurde gefährlich krank. Die Marquiſe, ſeine Gebietherinn, empfand und trug alle Sorge einer Mutter für ihn. Die geſchickteſten Ärzte wurden gerufen; ſein Bett war von einer Menge Perſonen umgeben, die auf ſeinen Wink warteten. Die Marquiſe ſelbſt wachte manche Nacht bey ihm. Sie hatte längſt den Wunſch geäußert, daß er ſich taufen laſſen möchte; aber Mmadi Make wollte nicht, und ſo blieb es verſchoben, bis er ſelbſt einſt in ſeiner Krankheit, als er ſich bereits in der Beſſerung befand, davon zu reden anfing, und getauft zu werden begehrte. Die Marquiſe, innig erfreut über dieſen Entſchluß, ließ ſogleich alle Anſtalten auf's prächtigſte treffen. In einem Saale wurde ein

reichgeſtickter Himmel über einer Art von Prachtbette errichtet; die ganze Familie, alle Freunde des Hauſes waren gegenwärtig. Mmadi Make ward auf dieß Bette gelegt und gefragt, wie er getauft werden wolle. Aus Dankbarkeit und Liebe zu jener Mohriſchen Frau begehrte er Angelo getauft zu werden. Man willfahrte ihm, und gab ihm noch über dieß den Zunahmen Soliman, den er künftig immer führte. Dieſen Tag ſeiner Aufnahme in's Chriſtenthum, den 11. September, feyerte er dann mit frommem Gefühle jährlich als ſeinen Geburtstag.

Seine Güte, ſeine Gefälligkeit und ſein richtiger Verſtand machten ihn jedermann werth. Die Marquiſe behandelte ihn wie ein eigenes Kind; und Fürſt Lobkowitz, der als kaiſerlicher General damahls in Sicilien ſtand, und oft in's Haus der Marquiſe kam, fühlte ebenfalls eine innige Neigung gegen den liebenswürdigen Knaben. Er bath die Marquiſe wiederhohlt, ihm den artigen Pagen zu überlaſſen. Ihre Liebe zu Angelo ſtritt lange mit ihrer Klugheit, die ihr rieth, ſich dem kaiſerlichen General durch dieſes Geſchenk zu verbinden. Der Fürſt ließ nicht nach, in ſie zu dringen; und ſie wich endlich den Rückſichten, die ſie für den Fürſten haben mußte.

Sie trennte ſich unter vielen Thränen von dem kleinen Neger, und dieſer folgte ſeinem neuen Herrn mit Schmerz.

Der Stand des Fürſten erlaubte ihm nicht, lange an einem Orte zu verweilen. Er liebte den jungen Angelo; aber theils dieſe Lebensweiſe, theils vielleicht der Geiſt der damahligen Zeit machte, daß er ſich nicht viel um ſeine eigentliche Erziehung und Ausbildung bekümmerte. Angelo wurde wild und jähzornig; er verlebte ſeine Tage in Kinderſpielen und Müßiggang. Da nahm ein alter Haushofmeiſter des Fürſten, der Trotz dieſer Wildheit doch des Knaben gutes Herz und ſeine trefflichen Anlagen erkannte, ſich ſeiner an, hielt ihm einen Lehrmeiſter, bey dem Angelo in ſiebzehn Tagen Deutſch ſchreiben lernte, und die innigſte Anhänglichkeit des Knaben und ſeine ſchnellen Fortſchritte in jeder Art des Unterrichtes, den er empfing, belohnten den guten Alten für ſeine treue Sorge, und bürgten für die Richtigkeit ſeines Urtheils über den jungen Neger.

So wuchs Angelo im Hauſe des Fürſten heran, und war ſein ſtäter Begleiter auf Reiſen und ſelbſt in der Schlacht. Freywillig zog er mit ihm zu Felde, theilte jede Gefahr mit ſei-

nem geliebten Herrn, kämpfte heldenmüthig an seiner Seite, und trug seinen Gebiether, als dieser verwundet wurde, auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel. Angelo zeichnete sich bey diesen Gelegenheiten nicht bloß als treuer Diener und Freund, sondern auch als tapferer Krieger und erfahrner Officier aus, obwohl er nie eine militärische Charge begleitete. Er machte mit eigener Hand mehrere Gefangene, er diente dem Fürsten als Galopin, und erwarb sich bey diesem Amte viele Kenntnisse und Einsichten, so daß ihn Feldmarschall Lascy außerordentlich schätzte, ihm eine Compagnie antrug, die sich Angelo aber verbath, und ihm einst in Gegenwart einer Menge Officiere das rühmlichste Zeugniß der Tapferkeit, und zum Beweise seiner Achtung einen schönen Türkischen Säbel gab.

Sein Gebiether starb endlich, und bestimmte ihn im Testamente dem Fürsten Wenzel Lichtenstein, der ihn längst in seinem Hause zu besitzen gewünscht hatte. Der Fürst befragte Angelo, ob er mit dieser Bestimmung zufrieden sey und zu ihm ziehen wolle? Angelo gab sein Wort, und machte Anstalt zu der neuen Veränderung seiner Lebensweise, als ihn der verstorbene Kaiser Franz hohlen ließ, und ihm un-

ter sehr schmeichelhaften Bedingungen denselben Antrag machte. Aber Angelo war sein Wort heilig, und er blieb bey dem Fürsten von Lichtenstein. Bey diesem sowohl, als bey seinem vorigen Herrn war er der Schutzgeist der Unglücklichen und Bedrängten. Er brachte den Fürsten die Bitten derjenigen vor, die etwas bey ihnen zu suchen hatten. Seine Taschen wurden nie von Memorialen und Bittschriften leer; und so wenig er im Stande war, etwas für sich selbst zu erbitten, so willig und glücklich war er in Erfüllung dieser Pflicht für Andere.

Auch diesen zweyten Herrn begleitete er auf seinen Reisen nach Parma, Frankfurt u. s. w. In Frankfurt bey der Krönung des Kaisers Joseph zum Römischen Könige wagte er einst, auf Geheiß seines Fürsten, bey einer der öffentlich gehaltenen Pharaobanken sein Glück, und gewann in einem Tage zwanzig tausend Gulden. Er both dem Gegner Revange an; aber dieser war so unglücklich, am zweyten Tage von neuem vier und zwanzig tausend Gulden an Angelo zu verlieren. Nun wußte Angelo auf eine feine Art, indem er ihm nochmahls Revange both, dem Bankier die vier und zwanzig tausend Gulden wieder gewinnen zu lassen, und erwarb sich dadurch die

Achtung Aller, die dem Spiele zuſahen, und die Bewunderung des Bankiers, der den folgenden Tag zu ihm kam, ihn umarmte, und ſeine Großmuth gerührt erkannte. Unverführt von dieſem außerordentlichen Glücke, ſpielte er nie wieder um hohes Geld, und überhaupt meiſt nur Schach, worin er es zu einer großen Fertigkeit gebracht und ſich den Ruhm eines der erſten Spieler erworben hatte.

In ſeinen ſpätern Jahren vermählte er ſich mit einer verwittweten Frau von Chriſtiani, gebornen Kellermann, die aus den Niederlanden gebürtig war. Der Fürſt wußte nicht um dieſe Verbindung; Angelo mochte gute Urſachen haben, ſie vor ihm geheim zu halten, wie es der Erfolg bewies. Kaiſer Joſeph der Zweyte, der ſehr vielen Antheil an Angelo's Schickſalen nahm und ihn öffentlich auszeichnete, indem er mehr als Ein Mahl auf Spaziergängen ſich an ſeinen Arm hing, verrieth eines Tages, ohne die Folgen zu ahnden, Angelo's Geheimniß an den Fürſten. Dieſer ließ ihn alsbald rufen, ſtellte ihn zur Rede, und als Angelo nicht läugnete, daß er verheirathet ſey, kündigte er ihm die Verbannung aus ſeinem Hauſe an, und ſtrich ihn gleichfalls aus ſeinem Teſtamente aus, wor-

in er ihm bereits den ganzen, ziemlich koſtbaren Schmuck zugedacht hatte, den Angelo, wenn er bey feyerlichen Aufzügen ſeinen Herrn begleitete, zu tragen pflegte.

Angelo, der ſo oft für Andere gebethen hatte, ſagte nicht ein Wort für ſich. Er verließ das Haus des Fürſten, und bezog eine kleine Wohnung mit einem Garten in einer ſtillen Vorſtadt, die er längſt gekauft, und zum Aufenthalte ſeiner Gemahlinn hatte einrichten laſſen. Hier lebte er ſtill und zufrieden im Genuſſe des häuslichen Glückes mit ihr. Die ſorgfältigſte Erziehung ſeiner einzigen Tochter, der nun ebenfalls verſtorbenen Freyinn von Feuchtersleben, die Pflege ſeines Gartens, der Umgang mit einigen ſehr gebildeten vorzüglichen Menſchen machten ſeine Beſchäftigung und Erhohlung aus.

Bey nahe zwey Jahre nach Fürſt Wenzels Tode begegnete ſein Neffe und Erbe, Fürſt Franz von Lichtenſtein, ihm auf der Gaſſe. Er ließ ſogleich halten, und rief Angelo in ſeinen Wagen; er ſagte ihm, daß er vollkommen von ſeiner Schuldloſigkeit überzeugt und geſonnen wäre, die Unbilligkeit ſeines Oheims wieder gut zu machen. Hiermit ſetzte er Angelo einen jährlichen Gehalt aus, der zugleich mit ſeinem To-

de die Penſion ſeiner Frau ſeyn ſollte, und bedung ſich nur dafür aus, daß Angelo eine Art von Aufſicht über die Erziehung ſeines Sohnes, des jüngſt verſtorbenen Fürſten Alois von Lichtenſtein, führen ſollte.

Angelo kam pünctlich dieſem neuen Berufe nach, und beſuchte täglich das fürſtliche Haus, um über den, ſeiner Sorge anbefohlenen, Prinzen zu wachen. Der Fürſt ſah endlich ein, daß der weite Weg in üblem Wetter für Angelo ſehr beſchwerlich ſeyn mußte; er trug ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe an, und ſo bezog Angelo zum zweyten Mahle, jetzt aber mit ſeiner Familie, den fürſtlichen Pallaſt. Er lebte ſtill und eingezogen wie vorher, und nur in dem Umgange einiger Freunde und der Wiſſenſchaften, die er mit Luſt und Eifer trieb. Geſchichte war ſein Lieblingsſtudium; ſein treffliches Gedächtniß unterſtützte ihn hierin, und er wußte von allen merkwürdigen Perſonen und Begebenheiten Nahmen, Jahrzahl, Geburtsjahr u. ſ. w. anzugeben.

Seine Frau kränkelte lange; nur die Sorge ihres Gemahls, der die geſchickteſten Ärzte zu Hülfe rief, erhielt ſie noch einige Jahre. Sie ſtarb; und von dieſem Tage an ſchränkte Ange-

lo seinen Haushalt strenge ein, sah keine Freunde mehr zu Tische, trank nur Wasser, und suchte seiner Tochter, deren vollendete Erziehung ganz sein Werk war, hierdurch jetzt ein Beyspiel und vielleicht einst ein kleines Vermögen zu geben.

Er machte später hin noch einige Reisen theils in eigenen, theils in fremden Angelegenheiten. Überall, wo er hinkam, erinnerte man sich der Gefälligkeiten und Wohlthaten, welche er in seinen frühern Jahren diesem oder jenem erwiesen hatte, überall begegnete man ihm mit ausgezeichneter Hochachtung und Liebe. Besonders zeichnete ihn der verstorbene Erzherzog Ferdinand, Gouverneur von Mayland, aus, als er auf einer Reise in diese Stadt kam.

Er genoß bis in sein höchstes Alter einer ununterbrochenen Gesundheit, und man konnte bey nahe keine Spur der Abnahme oder des Alters in seinem Äußerlichen entdecken. Dieß gab zu manchem Mißverständniß und scherzhaften Streite Anlaß, indem es öfters geschah, daß er von Personen, die ihn vor zwanzig oder dreyßig Jahren gesehen hatten, für einen Sohn von sich selbst gehalten und also behandelt wurde.

In seinem siebzigsten Jahre machte endlich ein Schlagfluß seinem Leben auf der Straße ein Ende. Er wurde nach Hause gebracht; aber es war keine Möglichkeit mehr, ihn zu erwecken. Er starb den 21. November 1796, betrauert von allen seinen Freunden, denen sein Andenken noch jetzt heilig ist, und die größten Theils nicht ohne Rührung und Thränen seiner gedenken können. Die Achtung aller Redlichen folgte ihm in's Grab.

Angelo war von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut; seine Züge waren bey weiten nicht so sehr von unseren Begriffen über Schönheit entfernt, als die Züge der Neger sonst zu seyn pflegen. Eine außerordentliche Gewandtheit in allen körperlichen Übungen gab seiner Haltung und seinen Bewegungen Anmuth und Leichtigkeit. Sein Gedächtniß war vortrefflich; nebst vielen anderen gründlichen Kenntnissen sprach er drey Sprachen, Italiänisch, Französisch und Deutsch, vollkommen geläufig, und las und sprach zur Noth auch Latein, Böhmisch und Englisch. Sein Gemüthscharakter war von Natur nach der Weise seines Vaterlandes aufbrausend und heftig; desto schöner, desto verehrungswürdiger war die stets glei-

che Heiterkeit und Sanftmuth seines Betragens, eine Frucht mühsamer Kämpfe und manches Sieges über sich selbst. Nie entschlüpften ihm, selbst wenn er heftig gereizt wurde, ein unanständiger Ausdruck oder ein Fluch. Er war gottesfürchtig, ohne abergläubisch zu seyn, er beobachtete gewissenhaft alle Vorschriften der Religion, und hielt es nicht unter seiner Würde, seinen Hausgenossen hierin ein Beyspiel zu geben. Sein Wort war ihm unabänderlich heilig, und was er nach reifer Überlegung beschlossen hatte, war durch keine Überredung mehr zu erschüttern. Seine Tracht war immer die vaterländische, eine Art von Türkischer weiter Kleidung, meistens blendend weiß, wodurch die glänzende Schwärze seiner Haut noch vortheilhafter erschien.

Erinnerung an einige merkwürdige Frauen.

1810.

Der Verfaſſer des Aufſatzes „Hiſtoriſcher Frauenſpiegel", in dem Taſchenbuche Minerva für 1810, äußert in den letzten Zeilen die Meinung, als wenn in der neuern Zeit die Beyſpiele von Frauen, welche ſich mit einem über die Mehrzahl ihres Geſchlechtes erhabenen Sinn in häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſen ausgezeichnet haben, ſo ſelten geworden, und führt aus der ganzen ſpäteren Geſchichte nur die Weiber von Weinsberg an. Wenn er unter neuerer Zeit unſer letztes Jahrhundert verſteht, ſo glaube ich, wird ihm nicht viel können eingeredet werden. Die Menſchheit im Ganzen hat in dieſer Epoche an körperlicher und Willenskraft, ſo wie an innerer Lebensfreudigkeit viel verloren. Der Verluſt iſt bedeutender, als man vor fünf und zwanzig Jahren zugeben wollte, wo das aufgeklärte

achtzehnte Jahrhundert in ſtolzem Bewußtſeyn ſeiner Verſtandes-Cultur ſich glücklich pries, und mit Verachtung auf jene ſo genannten Zeiten der Rohheit und Barbarey herab ſah. Es iſt mit dieſem Vermögen gar manches verſchwunden, was die Welt vor den jetzigen gewaltſamen Krämpfen und Kriſen hätte bewahren können; und wenn das ganze Geſchlecht an Muth und Kraft ſinkt, kann die eine zartere Hälfte ſich nicht allein erhalten. Immer wirken beyde unzertrennlich auf einander, ſie können nur mit einander fallen und ſteigen. So ſind nun freylich unter verweichlichten Männern auch die kräftigen Frauen ſelten geworden, und jene Spartanerinn in dem oben erwähnten Aufſatze hatte ſehr richtig bemerkt, daß nur jene Weiber werth ſind, über ihre Männer zu herrſchen, die auch Männer gebären. Wenn er aber unter der Benennung neuere Zeit das Mittelalter und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert mit einbegreift, ſo würde es, wie ich glaube, nicht ſchwer ſeyn, ſehr viele hohe und würdige Geſtalten aus dem Dunkel desſelben hervor treten zu laſſen; und ſelbſt in dem letzten Jahrhunderte haben Bedürfniß und Gelegenheit hier und dort manchen kräftigen Keim ſchön und wohl-

thätig entwickelt. Es kommt nur darauf an, ihn mit Liebe und Luſt aufzuſuchen. Man könnte dem jetzigen Geſchlechte daran zeigen, daß Muth, Kraft und höherer Geiſtesaufſchwung ſich theils (ſo wenig man das für möglich hält) ſehr wohl mit inniger Anhänglichkeit an geliebte Gegenſtände und mit jeder weiblichen Tugend vertragen, theils daß, wo dieſe Vereinigung durch das Schickſal oder die Eigenthümlichkeit der Perſon nicht Statt finden konnte, auch Frauen mit Erfolg aus den Verhältniſſen ihres Geſchlechtes getreten ſind, und ſich in fremden Sphären rühmlich ausgezeichnet haben.

Bevor aber noch die Frauen der neueren Zeit uns erſcheinen, ſoll eine Frau des Alterthums nicht vergeſſen werden, die vor vielen der Betrachtung und des Ruhmes würdig iſt, und deren in dem Frauenſpiegel nicht erwähnt wird, Epponina, die Gemahlinn des Julius Sabinus. Dieſer, aus einem edlen Galliſchen Geſchlechte entſproſſen, hatte es verſucht, das Joch der Römer abzuwerfen, und ein unabhängiges Reich in ſeinem Vaterlande zu gründen. Der Ausgang entſchied gegen ihn. Nicht alle Galliſchen Völker dachten wie ſein Stamm; viele trugen ohne Beſchwerde die Feſſeln der da-

mahligen Beherrſcher der Welt, und Sabinus Vorhaben ſcheiterte an der zahmen Treue der Sequaner. Da er alles verloren ſah, hatte das Leben nur darum noch einigen Reitz für ihn, weil er es mit einer über alles geliebten Gattinn zuzubringen gehofft hatte. Von ihr zu ſcheiden war ihm ſchwerer, als von Reichthum, Herrſchaft und Ruhm. Die Liebe gab ihm den Entſchluß ein, für die Welt zu ſterben, und nur für Epponinen zu leben. Verkleidet begab er ſich nach ſeinem Schloſſe Lingones (Langres in Champagne); dort berief er ſeine Sclaven, gab ſich ihnen zu erkennen, eröffnete ihnen ſein Vorhaben, ſein Leben durch Gift zu enden, und entließ ſie alle, bis auf zwey Freygelaſſene von erprobter Treue. Hierauf ſtieg er in die unterirdiſchen Gemächer der Burg hinab, und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen, um der Welt glauben zu machen, daß ſein Körper in denſelben verzehrt worden ſey. Jedermann hielt die geſchickt ausgeſonnene Liſt für Wahrheit; ſelbſt Epponina wurde durch die Nachricht davon in die tiefſte Verzweifelung geſtürzt. Dieſen Schmerz konnte er ihr nicht erſparen; denn auch er mußte zur Beſtätigung ſeiner Todesnachricht beytragen. — Endlich ſandte er ihr den vertrauten Frey-

gelaſſenen Martialis mit dem erſten Zeichen ſeines Lebens und mit der Bitte, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, um durch keine Äußerung von Freude den Glauben an ſeinen Tod zu zerſtören. Epponina bezwang ſich und ihr Entzücken; ſie fuhr fort, die troſtloſe Witwe zu ſpielen; die ſie kurz vorher noch wirklich war. So zeigte ſie ſich am Tage vor ihren Bekannten, die Nächte brachte ſie, von dem treuen Martialis geleitet, in dem unterirdiſchen Gewölbe bey ihrem Gemahle zu. In dieſer grauenvollen Einſamkeit, von ewiger Nacht umgeben, hielten die Liebe, die Seligkeit, vereinigt zu ſeyn, das unglückliche Paar für ſo viele Entbehrungen ſchadlos. Hier gebar Epponina zwey Söhne, erzog ſie mit Sorgfalt, und zeigte ſich nur ſo viel öffentlich, als nothwendig war, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein zweyter Verſuch, mit ihrem Gemahle nach Rom zu gehen, wo ſeine Freunde, denen ſie ſich anvertraut hatten, für Sabinus Begnadigung ſich zu verwenden verſprochen, lief fruchtlos ab, und ihr Glück beſtand darin, unentdeckt in ihren düſtern Aufenthalt zurück kommen zu können. So vergingen neun lange Jahre. Endlich enthüllte ein unglücklicher Zufall das geheim-

niß der verborgenen Liebe; — ſie wurden ergriffen und nach Rom geführt. Der Zulauf des Volkes, um ſie zu ſehen, war außerordentlich, das Schickſal der beyden Gatten, ihre Treue, ihre ſeltſame Verborgenheit erregte allgemeine Theilnahme. Sabinus, erſchrocken und gebeugt, flößte bloß Mitleid ein, indeß Epponinens entſchloſſene Haltung ihr die Achtung Roms erwarb. Sie führte ihre Kinder an der Hand, und warf ſich mit ihnen dem Kaiſer zu Füßen, um Gnade für ihren Mann zu erflehen. Veſpaſian ſchien gerührt; — dennoch ſprach er das Todesurtheil über ihn. Nun ergoß ſich Epponina in Verwünſchungen gegen den Kaiſer, und warf ſich ſelbſt ihre Schwäche vor, um Gnade gefleht zu haben. Dieſer Trotz reitzte ihren mächtigen Feind noch mehr, und er ließ ſie mit ihrem Gemahle hinrichten, ohne zu ahnden, daß er ihr vielleicht mit dieſer verdoppelten Strenge den liebſten Dienſt erwies.

Die dramatiſche Kunſt hat einige berühmte Frauen des Mittelalters zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen gewählt. Die Welt kennt ſie in dieſer Geſtalt, die freylich manchen Zuſatz, manche Verſchönerung theils erlaubt, theils fordert; aber auch ohne dieſen fremden Schmuck wird die

einfache Erzählung deſſen, was ſie waren und thaten, ihnen die Achtung der Nachwelt ſichern.

Werner, der rühmlich bekannte Verfaſſer der „Söhne des Thales", hat durch ſein letztes Trauerſpiel „Wanda, Königinn der Sarmaten" das Andenken dieſer hochherzigen Frau in's Gedächtniß der Nachwelt gerufen. Sie herrſchte über Pohlen, und war durch ihre Schönheit weit umher berühmt. Dieſe Reitze, oder das Reich, das ſie beſaß, erregten die Wünſche eines Deutſchen Fürſten Ritiger. Er warb um ihre Hand; ſie ſchlug ihn aus, und er kündigte ihr den Krieg an. Entſchloſſen führte ſie ihre Völker ihm entgegen. — Im Angeſichte beyder Heere wiederhohlte er ſeinen Antrag, und ſie antwortete ihm, daß ſie als eine Königinn nicht die Sclavinn eines Mannes werden könne, der gewiß nicht ſie, ſondern nur ihre Macht und Herrſchaft liebe. Ritigers Völker (vermuthlich weil ſie ſahen, um welcher Urſache willen ſie ihr Blut hätten vergießen ſollen) empörten ſich hierauf, und er verlor ſein Leben in dieſem Aufſtande. Wanda kehrte triumphirend zurück nach Krakau, — opferte den Göttern, und um ihre Unterthanen vor einem zweyten, um ihretwil-

len angefangenèn Kriege zu bewahren — ſtürzte ſie ſich in die Weichſel.

Gewiß kennt der größte Theil des Publicums das Schickſal der muthigen Bianca della Porta aus dem Meiſterwerke unſers edlen Landsmannes, Hrn. Hofraths von Collin. Der Verfaſſer hat mit eben ſo viel Klugheit als Zartgefühle manchen grellen Zug der Geſchichte verwiſcht, ohne der Wahrheit des Charakters dieſer Frau etwas zu benehmen. Die eigentliche Begebenheit iſt folgende: Ezzelino, der größte Gibelline ſeiner Zeit, nach Friedrichs II. Tode ganz mit der Idee eines ſelbſtſtändigen Königreichs Italien erfüllt, welchem er als König vorſtände, dieſer von ſeinem Zeitalter ſo genannte Sohn der Hölle, hatte den größten Theil der Lombardiſchen Städte erobert und verheert. Er belagerte jetzt Baſſano, das ſein Podeſta, Battiſta della Porta, heldenmüthig vertheidigte. Ihm zur Seite ſtand ſeine eben ſo ſchöne, als hochherzige Gemahlinn Bianca, aus der Familie de Roſſi. Gewaffnet, wie ein Krieger, erſchien ſie auf den Wällen, um überall, wo es Noth that, die Krieger zu ermuntern. Sie ſtellte ſich an die Spitze der Weiber, und ließ bey einem Sturme, den die Belagerer wagten, Stei-

einfache Erzählung deſſen, was ſie waren und thaten, ihnen die Achtung der Nachwelt ſichern.

Werner, der rühmlich bekannte Verfaſſer der „Söhne des Thales", hat durch ſein letztes Trauerſpiel „Wanda, Königinn der Sarmaten" das Andenken dieſer hochherzigen Frau in's Gedächtniß der Nachwelt gerufen. Sie herrſchte über Pohlen, und war durch ihre Schönheit weit umher berühmt. Dieſe Reitze, oder das Reich, das ſie beſaß, erregten die Wünſche eines Deutſchen Fürſten Ritiger. Er warb um ihre Hand; ſie ſchlug ihn aus, und er kündigte ihr den Krieg an. Entſchloſſen führte ſie ihre Völker ihm entgegen. — Im Angeſichte beyder Heere wiederhohlte er ſeinen Antrag, und ſie antwortete ihm, daß ſie als eine Königinn nicht die Sclavinn eines Mannes werden könne, der gewiß nicht ſie, ſondern nur ihre Macht und Herrſchaft liebe. Ritigers Völker (vermuthlich weil ſie ſahen, um welcher Urſache willen ſie ihr Blut hätten vergießen ſollen) empörten ſich hierauf, und er verlor ſein Leben in dieſem Aufſtande. Wanda kehrte triumphirend zurück nach Krakau, — opferte den Göttern, und um ihre Unterthanen vor einem zweyten, um ihretwil-

len angefangenèn Kriege zu bewahren — ſtürzte ſie ſich in die Weichſel.

Gewiß kennt der größte Theil des Publicums das Schickſal der muthigen Bianca della Porta aus dem Meiſterwerke unſers edlen Landsmannes, Hrn. Hofraths von Collin. Der Verfaſſer hat mit eben ſo viel Klugheit als Zartgefühle manchen grellen Zug der Geſchichte verwiſcht, ohne der Wahrheit des Charakters dieſer Frau etwas zu benehmen. Die eigentliche Begebenheit iſt folgende: Ezzelino, der größte Gibelline ſeiner Zeit, nach Friedrichs II. Tode ganz mit der Idee eines ſelbſtſtändigen Königreichs Italien erfüllt, welchem er als König vorſtände, dieſer von ſeinem Zeitalter ſo genannte Sohn der Hölle, hatte den größten Theil der Lombardiſchen Städte erobert und verheert. Er belagerte jetzt Baſſano, das ſein Podeſta, Battiſta della Porta, heldenmüthig vertheidigte. Ihm zur Seite ſtand ſeine eben ſo ſchöne, als hochherzige Gemahlinn Bianca, aus der Familie de Roſſi. Gewaffnet, wie ein Krieger, erſchien ſie auf den Wällen, um überall, wo es Noth that, die Krieger zu ermuntern. Sie ſtellte ſich an die Spitze der Weiber, und ließ bey einem Sturme, den die Belagerer wagten, Stei-

ne, ſiedendes Waſſer und Feuerbrände auf die Feinde hinab ſchläudern; die Weiber warfen ſogar, von ihr ermuntert, mehrere derſelben von den Leitern hinab. So retteten ſie für dieſes Mahl die Stadt, bis endlich Verrath den Feinden die Pforte öffnete. Battiſta kämpfte mit dem Muthe der Verzweifelung bis zum letzten Augenblick an der Spitze der Seinigen, und fiel von vielen Wunden bedeckt. Nun ſtürzte ſich Bianca mit dem Schwerte in der Hand in's Schlachtgewühl, um den Tod ihres Mannes zu rächen oder ihm zu folgen. Sie wurde umringt, gefangen, und vor Ezzelino geführt. Ihre Schönheit entflammte eine wilde Leidenſchaft in der Bruſt des Eroberers. Bald durch Schmeicheleyen, bald durch Drohungen ſuchte er ſeine Abſichten zu erreichen; ſie widerſtand ihm entſchloſſen, ja ſie ſtürzte ſich endlich vom Fenſter herab, um ſeinen ferneren Zudringlichkeiten durch den Tod zu entgehen. Dieß muthige Vorhaben mißlang dennoch; — ſie blieb nicht todt, ſondern wurde nur ſehr beſchädiget. Der Tyrann befahl, die größte Sorgfalt für ſie zu tragen. Sobald ſie hergeſtellt war, erneuerte er ſeine Bewerbungen; — und als er den Weg der Güte und Liſt gleich unzulänglich fand, führte ihn zuletzt Gewalt an ſein verabſcheuungs-

würdiges Ziel. In Verzweifelung über ihr Schicksal ſann die Unglückliche nun auf nichts als ihren Tod, zu dem man ihr mit erfinderiſcher Grauſamkeit alle Wege zu verſchließen ſuchte. Aber was wäre dem feſten Willen unmöglich? Sie ſtellte ſich nun nach und nach ruhiger, und verlangte als eine Begünſtigung, ihres Gemahls Leiche, die mit anſtändiger Pracht beſtattet worden war, zu ſehen. Man willfahrte ihr. Sie ließ den ſteinernen Grabdeckel aufheben und unterſtützen, um bequemer hinab ſehen zu können. Sie trat hin — beugte ſich hinab — erſah den günſtigen Augenblick, riß die Stütze weg, und zerſchmetterte mit dem Gewichte des Steines ihr Haupt. So entging ſie den Nachſtellungen des Ezzelino und dem Gefühle ihrer Schmach.

Giſela, die Witwe des Herzogs Ernſt von Schwaben, wurde durch Staatsrückſichten gezwungen, dem Kaiſer Conrad II. ihre Hand zu reichen. — „Er heirathete ſie mit Gewalt", ſagt die Chronik; — und dieſe Ehe — die aus Zwang und Politik geſchloſſen wurde, wurde durch Giſela's gehaltvollen Charakter eine der glücklichſten. Wie froh ihres Beſitzes ſich Conrad fühlen mußte, beweiſt der Verfolg der Geſchichte. Die Fürſten und Biſchöfe des Reichs weigerten ſich,

dieſe Ehe als gültig anzuerkennen, entweder weil ſie wirklich in dem Grade der Verwandtſchaft (Conrad war im fünften Grade mit Giſela befreundet) ein Ärgerniß fanden, das ſie nicht durch das Beyſpiel des Reichsoberhauptes beſtärkt und gerechtfertigt ſehen wollten, oder weil ſie, was viel wahrſcheinlicher iſt, dem kräftigen, gefürchteten Manne die Krone wieder entreiſſen wollten. Indeſſen mußten ſie in dieſem Falle doch ſehr von ſeiner Liebe zu ſeiner Frau überzeugt ſeyn, weil ſie ihm die Alternative vorlegen konnten, entweder ſeiner Frau oder dem Kaiſerthume zu entſagen.

Conrad, dem das eine ſo ſchrecklich vorkam als das andere, ſuchte Zeit zu gewinnen; und endlich ſiegte die männliche Tugend, das anſtändige kluge Betragen dieſer Frau, ſo daß nicht allein keine Rede mehr von einer Eheſcheidung war, ſondern die meiſten Fürſten verlangten, ſie ſollte mit ihrem Gemahle zugleich gekrönt werden, und der Erzbiſchof von Cölln, der anfangs einer von Conrads Widerſachern geweſen war, ſich's als eine Ehre ausbath, die Ceremonie verrichten zu dürfen. Von nun an folgte ſie als unzertrennliche Gefährtinn ihrem Gemahl überall hin, und leiſtete ihm durch ihr würde-

volles Benehmen, ihre Klugheit und Kenntniſſe wichtigen Beyſtand in ſeinen Staatsgeſchäften.

Auf einem nicht ſo erhabenen Standpuncte, mit Tugenden anderer Art geziert, war Katharina von Parthenay, aus dem berühmten Hauſe der Soubiſe, die, wie ihr Geſchichtſchreiber ſagt, Heldenmuth mit Weiblichkeit, Schriftſtellerey mit Mutterpflichten zu vereinbaren wußte. Ihr erſter Gemahl war ein Baron Dupont, deſſen Verluſt ſie, als er in der Bartholomäus-Mordnacht mit ſo vielen ſeiner Glaubensgenoſſen als ein Opfer fanatiſcher Grauſamkeit fiel, in ſchönen Elegien beweinte. Hierauf gab ſie einem Prinzen von Rohan die Hand. Sie beſchäftigte ſich mit Literatur, ſchrieb in ihrer Jugend mehrere Luſt- und Trauerſpiele, die mit Beyfall aufgenommen wurden, und überſetzte in ſpätern Jahren den Iſokrates. Dennoch fand ſie bey allen dieſen Übungen ihres Geiſtes vollkommen Zeit, alle ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und drey Kinder, die ſie in ihrer zweyten Ehe hatte, vortrefflich zu erziehen. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, zeichnete ſich in den Bürgerkriegen unter Ludewig XIII. aus, und erwarb ſich allgemeinen Ruhm und Liebe; ihre ältere Tochter Katharina hatte den Muth, den Bewerbungen

des liebenswürdigen Heinrich IV. zu widerſtehen, weil ſie ſich zu gering zu ſeiner Gemahlinn, und zu edel zu ſeiner Buhlerinn fühlte. Ihre jüngſte Tochter Anna ergab ſich, wie ihre Mutter, den Wiſſenſchaften, heirathete nie, und folgte ihr, als ſie nach dem Tode ihres Gemahls ſich nach Rochelle begab, in dieſe Stadt. Hier lebten ſie beyde der Frömmigkeit und Literatur. Hier hielt die Mutter in einem Alter von 91 Jahren die berühmte Belagerung dieſes neueren Numantia aus, und ſchrieb, obwohl ſie durch drey Monathe von Pferdefleiſch und täglichen 4 Unzen Brot leben mußte, ihrem Sohne dem Herzoge, der ein Oberhaupt der proteſtantiſchen Partey war, er ſolle ſich durch keine Rückſicht auf ihre Lage in ſeinen Kriegs-Operationen ſtören laſſen. Als ſich die Feſtung endlich ergeben und capituliren mußte, weigerte ſie ſich ſtandhaft, in die Capitulation mit eingeſchloſſen zu werden, und ließ ſich lieber als Gefangene nach dem Schloſſe Nivot führen.

Hoher Sinn für Freyheit und Volksrechte — Heldenmuth und eheliche Zärtlichkeit — einer Römerinn aus den beſſeren Zeiten der Republik würdig, zeichneten Marie de Pacheco, die Gemahlinn des Juan de Padilla,

aus, der voll Jugendfeuer, aufstrebenden Heldengeistes und Liebe zu seinem Volke in dem Aufruhre der Spanischen Städte gegen Carl V., als Haupt der Volkspartey, nach einem hartnäckigen muthigen Kampfe verwundet in die Hände seiner Feinde fiel, und sein Leben als Rebell auf dem Blutgerüste verlor. Vor seinem Tode schrieb er zwey Briefe, an seine Frau und an Toledo, seine Vaterstadt, jenen voll hoher würdiger Zärtlichkeit, einen schönen Beweis sowohl für seine Liebe als für Mariens hohen Werth, diesen voll stolzer Freudigkeit über seinen Tod, den er als Märterer für die gute Sache zu erleiden glaubte.

Nach seinem Verluste rüstete sich Marie, das angefangene Werk ihres Gemahls fortzusetzen, und so ihm ihre Treue und Liebe besser als durch unthätige Klagen zu beweisen. Sie ging in seine Gesinnungen ein, ließ Toledo befestigen, und bereitete sich, es mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen. Eben so muthig als besonnen wußte sie das Volk für sich und den hinterlassenen Waisen des geliebten Anführers, ihren unmündigen Sohn, zu gewinnen, der Cathedrale eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung des Krieges abzubringen, und durch ein geheimes Einver-

ſtändniß mit Frankreich Carls Heere in Navarra zu beſchäftigen. Als aber dort der Krieg geendet war, kehrte die Armee vor Toledo zurück, und belagerte es mit Nachdruck. Eine Zeit lang ertrug das Volk, von Marien aufgemuntert und angeführt, willig die Drangſalen einer Belagerung. Endlich wußte die Geiſtlichkeit, der Noth überdrüſſig und Marien um jener abgenöthigten Geldhülfe wegen feind, die Bürger gegen ſie, als gegen eine Zauberinn, aufzuwiegeln; man zwang ſie, die Stadt zu verlaſſen, und übergab dieſe dem Feinde. Noch hielt ſich Marie durch vier ganze Monathe in der Cittadelle; und nur dann, als jeder fernere Widerſtand unmöglich war, entfloh ſie in Männerkleidern nach Portugall, wo ihre Verwandten lebten.

Mit welchem Nahmen könnte ein Öſterreichiſches Blatt den Reihen der berühmten Frauen, die unerſchütterlichen Muth, Entſchloſſenheit und männliche Tugenden mit allen milderen Eigenſchaften des Weibes vereinigten, würdiger ſchließen, als mit dem Nahmen der unvergeßlichen Kaiſerinn Maria Thereſia! Sie, der letzte Sproſſe eines der älteſten, ehrwürdigſten Fürſtenhäuſer, trat ohne Heer, ohne geſammelte Schätze, vertrauend auf die Rechtlichkeit der übrigen

Mächte, die durch heilige Verträge ihr unbestreitbares Erbrecht gesichert hatten, die weiten Staaten ihres Vaters nach seinem Tode an. — Da erhob sich von allen Seiten der Krieg, da hofften Raubsucht und niedriger Eigennutz, der beschwornen Verträge nicht achtend, die reiche Beute, die nur zarte weibliche Hände vertheidigten, mit leichter Mühe zu theilen. Ein Feind nach dem andern stand auf, und trug den Krieg bis in das Herz ihres Reiches. Aber Theresia fand in sich, in ihrem Geiste, ihrer Entschlossenheit die Mittel, ihnen Allen zu widerstehen. Nur von dem fernen England unterstützt, das nicht kräftig genug für sie wirken konnte, both sie ihnen allein die Stirn, und erhielt sich nicht nur im Besitze bey nahe aller ihrer angeerbten Staaten, sondern sie brachte sie während ihrer langen Regierung zu einem Flor und Wohlstande, den sie weder vorher jemahls hatten, noch später hin, durch die Stürme der Zeit gestört, wieder erreichen konnten.

Und ihre Jugend hatte die Liebe im eigentlichsten Sinne verschönert. Nicht, wie sonst bey Fürstentöchtern, war ihre Ehe das Werk der Staatskunst, und ihr glückliches Gelingen ein Werk des Zufalls; nein! was sonst nur das Loos des

Mittelstandes ist, wo die Befriedigung der edleren Triebe für den Mangel glänzender Glücksgaben entschädigen muß, ward ihr, der Erbinn einer der ersten Thronen, zu Theil. Eine heiße treue Liebe verband sie mit dem schönen und liebenswürdigen Herzoge Franz von Lothringen, der mit seinem Bruder an ihres Vaters Carl VI. Hofe erzogen wurde. Heimliche Zusammenkünfte, ein zärtlicher Briefwechsel verbreiteten lebhaftere Reitze über die Jahre ihrer Jugend, und die schönste Frau, die reichste Erbinn ihrer Zeit, bewahrte die erste reine Flamme, die ihre jugendliche Brust entzündet hatte, treu bis zum Tode des Einziggeliebten, des Vaters ihrer vielen Kinder, gegen welche sie ihre Mutterpflichten in allem Umfange, den ihre Staatsgeschäfte erlaubten, erfüllte. Nie konnte ein anderer Mann sich rühmen, ihre Gunst besessen zu haben, und bey ungeheuchelter wahrer Frömmigkeit, bey jenen weiblichen Tugenden, die jedes Privatverhältniß geschmückt haben würden, beglückten ihre Herrschereigenschaften ein weites Reich durch die vierzig schönsten Jahre desselben.

Nicht immer indeß war es den Frauen von ausgezeichneten Talenten oder seltener Geistes-kraft möglich, zugleich auch in der Sphäre der Weiblichkeit zu bleiben, und so die Tugenden ihres Geschlechtes mit männlicher Ausbildung zu vereinigen. Zuweilen hinderte das Schicksal diese Vereinigung, zuweilen lag sie gar nicht im Charakter und Ideengange des Individuums; — darum bleiben diese nicht minder merkwürdig, und verdienen in ihrer Art eben sowohl unsere Bewunderung oder Achtung, nur daß diese nie so ganz und so rein seyn kann, wie bey jenen.

Johanna d'Arc, das Mädchen von Orleans, möge diese Reihe beginnen. Aus der Geschichte sowohl als aus des unsterblichen Schillers Trauerspiel ist ihr Nahme, ihr Schicksal der Welt bekannt. Ob sie wirklich sich für eine Gottbegeisterte gehalten, ob sie von den Grafen Dünois und Baudricourt zu ihrer Rolle unterrichtet worden, wer kann nach so manchem verflossenen Jahrhunderte darüber entscheiden? Aber nimmermehr werden weder Shakespeare's patriotisch-parteyliche Darstellung, als der die Überwinderinn seiner Landsleute nur im gehässigen Lichte sah, noch Voltaire's Herabwürdigung eines hohen kräftigen Charakters jemanden,

der nicht ganz vom Zeitgeiſte durchkältet iſt, überreden, ſie nicht für ein ſtarkmüthiges, entſchloſſenes, geiſtvolles Weib zu erkennen, von der edelſten Liebe für ihr Vaterland beſeelt, ein Beyſpiel und eine Beſchämung gar vieler Männer ihrer und — — unſerer Zeit.

Ihr gegen über ſtehe Agnes Sorel, von ihrem Zeitalter vor Allem die Schöne genannt — Carl's VII. Geliebte, Johannens Zeitgenoſſinn — Landsmänninn — vielleicht auch Freundinn; denn ſie hatten beyde einerley Zweck, Carln aus ſeinem unrühmlichen Schlummer zu wecken, und ihr Vaterland von dem Joche des Fremdlings zu befreyen. Was Johanna auf dem gewaltigen Wege der Waffen, das verſuchte Agnes auf dem der Liebe und der Überredung. Sie war es, die den in Weichlichkeit und Furcht verſunkenen König zum tapferen Widerſtande aufmahnte, die ihn vor einer ſchimpflichen Flucht über die Loire durch die Drohung, ihn zu verlaſſen, abhielt, die ihre Güter in der Provence verpfändete, um ihm Mittel zum Kriege zu verſchaffen — und die — was die größte Bürgſchaft für den Gehalt ihres Charakters gibt — die Freundinn ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn war.

Ganz in einer anderen Sphäre, aber nicht minder berühmt ist Helouise, mit ihr von einem Lande erzeugt. Gebildet wie wenige Männer ihres Zeitalters, voll gelehrter Kenntnisse, doch dabey unendlich liebenswürdig und durch ihre Schönheit sowohl als ihre Wissenschaft berühmt, lenkten Umgang, persönliches Verdienst und die Stimme des Ruhms die ersten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens auf den schönen und gelehrten Abälard, der ihr Lehrer in den hohen Wissenschaften war, und, bald von den Reitzen seiner schönen Schülerinn bezaubert, Lieder zu ihrem Preise dichtete und zur Laute sang, die, in ganz Frankreich nachgesungen, Helouisens Nahmen und Reitz, mit Abälards Ruhm verbunden, durch ihr horchendes Vaterland trugen. Helouise schwebte in höhere Regionen des Ruhms und der Liebe — sie beyde das erste, schönste Paar in Frankreich, Er von allen gelehrten Männern seiner Zeit theils bewundert, theils beneidet, — Sie durch ihn und sich selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Unmöglich konnte sie sich entschließen, diesen Mann, dessen Bild die Liebe mit himmlischem Glanz in ihrer Seele verklärte, zu den einengenden Bedürfnissen, zu der geistlähmen-

den Alltäglichkeit des Hausſtandes herab zu ziehen. Sie war es, die ſeinen Antrag, ſie zu heirathen, ſtandhaft ausſchlug, und vorzog, ihn, ohne ſich, auf der glänzenden Bahn des öffentlichen Ruhms fortſchreiten zu laſſen. Sie liebte nur ihn, ſeinen Geiſt, ſeine Ehre, und als ein ſchreckliches Schickſal dieſe ſchimmernde Hoffnung in ihrer vollſten Blüthe zerſtörte, als Abälard davon niedergeſchmettert — vernichtet, in einem verzweifelungsvollen Entſchluſſe für ſich und ſie eine feindſelige Beruhigung fand — als er ſie zwang, die Welt zu verlaſſen, in der Er nicht mehr glänzen konnte, — da folgte ſie ſtandhaft, obgleich nicht ohne inneren Kampf, ſeinem Wunſche, der dem liebenden Weibe Befehl war, entſagte, in einem Alter, wo Schönheit und Ruhm ihr ein genußreiches Leben ſicherten, allen Freuden desſelben, und begab ſich in klöſterliche Mauern. Auch hier noch lebte das Andenken des Jugendgeliebten in ſeiner erſten Klarheit und Reine immer fort in ihrer Seele. In dem grämlichen, zankſüchtigen, eigenſinnigen Manne liebte ſie noch den ſchönen, glänzenden, bewunderten Jüngling der vergangenen Jahre. Ihre Briefe an ihn, die theils gelehrte Erörterungen, theils weiſe und zweckmäßige Einrich-

tungen für das Kloſter, dem ſie als Äbtiſſinn vorſtand, betreffen, ſind voll von Zügen ihrer unauslöſchlichen Liebe zu ihm. Oft milderte ihr weicher Sinn die Schärfe und Bitterkeit ſeiner Anſichten, oft verbeſſerte ihr richtiges Gefühl ſeine leidenſchaftliche Hitze. So dauerte ihr Verhältniß bis an ſeinen Tod, den ſie um 21 Jahre überlebte. Sie ſtarb in einem beträchtlichen Alter, geachtet und geliebt von ihren Untergebenen und der Welt, die, ungeachtet ihrer ſonderbaren Denkart über weibliche und häusliche Verhältniſſe, der inneren Würde ihres Charakters ſeit ſieben Jahrhunderten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beyſpielloſes Unglück erwecket in feſten Gemüthern oft beyſpielloſen Muth, und ſteigert die innere Kraft des Gemüthes zu einer bewundernswürdigen Höhe. So zeigte ſich Johanna von Neapel, die Enkelinn Robert des Weiſen von Anjou. Nach ihres Vaters Tode, der ſie als eine unmündige Waiſe verließ, verlobte ſie ihr Großvater mit Andreas, Prinzen von Ungarn, der ebenfalls aus dem Hauſe Anjou abſtammte. Die Gemüthsart dieſes Prinzen ließ ihn bald dieſen Schritt bereuen; aber es war zu ſpät, und ihm nichts übrig, als bey ſei-

nem Tode Johannen zur alleinigen Erbinn seiner Staaten einzusetzen, ohne ihrem Gemahl irgend einige Macht einzuräumen.

Johanna war jung, schön, belesen, gebildet; — ihr Loos an der Seite eines rohen Mannes, der keinen ihrer Vorzüge zu schätzen wußte, mußte daher sehr traurig seyn. Indeß gerieth Andreas auf den Einfall, sich zum Könige von Neapel krönen zu lassen, und bewirkte es auch durch seine Unterhändler am Römischen Hofe; das empörte die Neapolitanischen Großen, und sie sannen darauf, sich den verhaßten Fremdling vom Halse zu schaffen. Der Mordanschlag wurde ausgeführt, Johanna sah sich von einem unerträglichen Manne befreyt; aber sein Tod, statt ihr Lebensglück zu sichern, war eine neue Quelle anhaltender Unglücksfälle. Die Welt, die ihr Verhältniß gekannt hatte, hielt sie für mitschuldig an seinem Tode, so strenge Untersuchungen sie auch über seine Mörder hatte ergehen lassen, und Ludewig, König von Ungarn, des Ermordeten Bruder, kam mit einem Kriegsheere, das Blut seines Bruders zu rächen. Johanna entfloh nach der Provence, indem sie ihren Sohn Charobert in den Händen ihrer Großen zurück ließ, denen sie rieth, sich dem Kö-

nige lieber nicht zu widerſetzen, um das Land nicht größeren Übeln bloß zu ſtellen. Ludewig zog in Neapel ein, Alles wich zitternd vor ihm; er beſtrafte alle jene auf's grauſamſte, die an dem Tode des Andreas Antheil gehabt hatten, und richtete das Reich nach ſeinem Willen ein. Unterdeſſen hatte Johanna vom Papſte die Losſprechung von allem Verdacht an dem Mord ihres Gemahls erhalten; ſie kehrte zurück. Alles eilte zu ihren Fahnen; Ludewig mußte ihre Anſprüche anerkennen. Er verließ Neapel, aber nahm ihren Sohn Charobert, ſeinen Neffen, mit ſich, der in dem ungewohnten Klima bald darauf ſtarb. Sie vermählte ſich noch zwey Mahl, mit Ludewig von Tarent und Jacob von Majorca. Beyde ſtarben bald nach einander. Nun beherrſchte ſie allein das ganze Reich, und brachte es durch ihre weiſen Maßregeln auf einen ſolchen Grad von Blüthe, Ruhe und Reichthum, daß ihre Regierung als ein goldenes Zeitalter in den Jahrbüchern Neapels geprieſen wird; beſonders erfreuten ſich Künſte und Wiſſenſchaften der Unterſtützung dieſer gelehrten und verſtändigen Fürſtinn. Um das Reich nicht der Gefahr eines Succeſſions-Krieges auszuſetzen, nahm ſie den Prinzen Carl Durazzo an Sohnes

Statt an. Als ſie aber kurze Zeit darauf ſich zum vierten Mahl mit Otto von Braunſchweig vermählte, fürchtete er, ſeine Hoffnung auf den Thron vernichtet zu ſehen, und benutzte den Zwieſpalt einer doppelten Papſtwahl, um Johannen von dem einen derſelben, den ſie nicht als Oberhaupt der Kirche erkennen wollte, in den Bann thun, ihrer Länder berauben, und dieſe ſich zuſprechen zu laſſen. Das Volk, erſchrocken über dieſen Fluch, verließ Johannen; und ſie ſah ſich bey nahe ohne Hülfe. Ihr Gemahl ſammelte die wenigen Getreuen, die ihr noch anhingen, und ſie ſandte nach Frankreich um Unterſtützung, indem ſie zugleich den Bruder des Königs Ludewig von Anjou an Durazzo's Stelle für ihren Nachfolger erklärte. Unterdeſſen vereinigte ſich das Volk um Durazzo's Fahnen, und die Königinn ward in ihrem Schloſſe belagert. Mit Sehnſucht erwartete man die Franzöſiſche Flotte; — das Schloß konnte ſich nicht mehr halten. Endlich, da auch ihres Gemahls letzter Verſuch, es zu entſetzen, mißlang, ließ ſie die Thore öffnen. In dem Augenblicke erſchien die Flotte. Durazzo, von dieſer unerwarteten Hülfe erſchreckt, ſuchte Johannens gerechten Zorn durch ſcheinbare Unterwürfigkeit zu entwaffnen;

aber ſie, klüger als er, forderte bloß ein Geſpräch mit dem Anführer der Flotte und freyes Geleit für ſie. Sie kamen; Johanna erklärte ihnen noch ein Mahl ihren feſten Willen, daß Ludewig von Anjou ihr Nachfolger werden, und daß ſie ſich nie dem Durazzo unterwerfen ſollen. Sie ſelbſt blieb in ſeiner Gewalt zurück, der, nun erbittert durch dieſen letzten Schritt, ſie wie eine gemeine Gefangene behandeln, und endlich auf Verlangen ihres alten Feindes, des Königs von Ungarn, ermorden ließ.

Ein Gegenſtück zu Johannens Loos biethet das Schickſal der durch ihre Schönheit und ihr Unglück gleich berühmten Maria Stuart dar. Jedermann kennt ihre Geſchichte. An dem glänzenden üppigen Hofe von Frankreich erzogen — ſchön, lebhaft, voll Talente, ausgebildet wie wenige ihres Geſchlechtes, (ſie redete mehrere Sprachen, ſpielte die Laute, ſang und dichtete ſo gar —) fühlte ſie ſich beſtimmt, das Leben, das ſie ſo lieblich, ſo fröhlich anſprach, auch recht fröhlich zu genießen. Ihr Herz hatte Rechte, und behauptete ſie. Darüber wurde nun freylich oft die Stimme der Klugheit, ja der Vernunft überhört; aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß Mißgunſt, fremde Herrſchſucht, Über-

muth des lange ungebändigten Schottiſchen Adels, und vor allem Religions-Haß und Secten-Geiſt, dieſer jungen, in den kalten Tiefen der Politik noch nicht erfahrnen Fürſtinn Hinderniſſe und Gefahren in den Weg legten, die zu beſeitigen eine Klugheit, Beſonnenheit und Geiſteskraft nöthig waren, wie ſie nur wenig Fürſten, ja überhaupt nur wenig Menſchen in ihrer Lage gehabt haben würden. Von dem Verdachte eines Antheils an dem Morde ihres Gemahls, Heinrich Darnley, haben die Unterſuchungen der neueren Geſchichtforſcher ſie losgeſprochen; indeſſen haben jene Eigenſchaften, die ſie oft unendlich liebenswürdig machten, ſie doch auch zu Handlungen hingeriſſen, die ihr weder als Königinn noch als Weib geziemten, und die durchaus weder vor dem Richterſtuhle der Klugheit noch der Tugend gerechtfertiget werden können — z. B. ihre Ehe mit Bothwell, den die ganze Welt für den Mörder Darnley's und ihren Mitſchuldigen hielt. Unendlich wahr und richtig hat Schiller in dem Trauerſpiele, das ihren Nahmen trägt, ihren Charakter, in der Scene mit Kennedy im erſten Act, in dem Tone, den Mortimer ſich gegen ſie erlaubt, in dem Monolog im Garten, endlich in der Liebe ihrer Leute und in Melvil's

ſchwärmeriſcher Ergebenheit gegen ſeine unglückliche Gebietherinn dargeſtellt. So muß Maria geweſen ſeyn, um ſo gehandelt zu haben. Nur ein warmes treues Gemüth wird ſo treu und warm von denen, die es zunächſt umgeben, geliebt. Nur ein großes Herz, erhaben über die engen Maßregeln gewöhnlicher Klugheit, iſt fähig, den Gedanken zu faſſen, ſich in der höchſten Bedrängniß in die Arme der erklärten Feindinn zu werfen; denn nur ein großes Herz, das ſich ſelber fühlt, traut auch Anderen die Größe zu, eine ſolche Lage nicht zu mißbrauchen, und das Unglück, das edle Zutrauen auch an einem verhaßten Gegenſtande zu ehren.

Welche Folgen dieſer Schritt hatte, iſt bekannt. Auf eine höchſt widerrechtliche Weiſe bemächtigte Eliſabeth ſich der Perſon ihrer Gegnerinn, hielt ſie als eine Gefangene, zog ſie vor ein gänzlich unbefugtes Gericht, und behandelte ſie überhaupt nicht als eine freye ſelbſtſtändige Königinn, ſondern als ihre Untergebene, von deren Handlungen ſie Rechenſchaft zu fordern berechtiget ſey. Die Verſuche, welche Maria während einer neunzehnjährigen, mitunter ſehr harten Gefangenſchaft zu ihrer Befreyung machte, konnten nur das immer rege Mißtrauen

und die ſchlaue Politik ihrer Feindinn, welche ſich jedes Mittel zu ihrem Zwecke erlaubt hielt, als ſtaatsgefährlich und hochverrätheriſch anſehen, oder wenigſtens der Welt in dieſem Geſichtspuncte zeigen. Als jede Hoffnung verloren und Maria von der Gewißheit ihres Unterganges überzeugt war, ergab ſie ſich mit Hoffnung in ihr Schickſal, und ging dem Tode mit eben der Würde entgegen, mit welcher ſie ihr langes Unglück ertragen hatte. Wenn auch der Gedanke, als eine Märterinn für ihren Glauben zu ſterben, einige Exaltation in die Stimmung ihrer letzten Augenblicke bringen möchte, ſo beweiſen doch die Ruhe und Heiterkeit, womit ſie ſtarb, für die Güte ihres Bewußtſeyns, das unmöglich mit einer ſchweren Schuld belaſtet geweſen ſeyn kann.

Ganz in jedem Stücke das Gegentheil von dieſem Charakter war der ihrer Nebenbuhlerinn Eliſabeth. In der harten Schule des Unglücks erzogen, bewies ſich an ihr, was nur zu oft der Fall iſt, daß Unglück nur ein mildes Gemüth noch milder, ein feſtes, ſprödes hingegen noch ſchärfer und härter macht. Was indeſſen ihr Gefühl an Weichheit verlor, gewann ihr Geiſt an Feſtigkeit, Klarheit und Umfang von Kenntniſſen. Sie benutzte die Einſamkeit des Towers zu

ihrer Ausbildung, und stieg aus dem Kerker auf den Thron. Wenn bey Maria nur zu oft das Gefühl die Oberhand über den Verstand erhielt, so wußte Elisabeth jede Regung ihres Herzens dem Ausspruche der Klugheit und Besonnenheit zu unterwerfen; man kann sagen, daß in Maria das Weib über die Königinn, bey Elisabeth hingegen die Königinn über das Weib herrschte. Dennoch war sie nichts weniger als frey von den Schwächen ihres Geschlechtes. Eitel auf ihre Gestalt, bis zum kleinlichen Neid auf ihre reitzendere Nebenbuhlerinn, eingebildet auf Vorzüge und Talente, die nur das Weib des Mittelstandes zieren, und bey einer Herrscherinn nicht in Betracht kommen, hatte sie die Fehler der Weiblichkeit, ohne die Liebenswürdigkeit derselben zu besitzen, die Marien so unwiderstehlich machte. Selbst in die zärtlichen Gefühle ihres Herzens mischte sich Herrscherlaune und Stolz, und es scheint, sie glaubte in der Liebe eben so unumschränkt befehlen zu können, als im Cabinette; — dieß beweiset ihr Verhältniß zu Leicester und Essex, wovon sie den ersten — wenigstens dem Scheine nach — zu Mariens Gemahl bestimmt hatte. So viele Gerechtigkeit man ihren Fürstentugenden widerfahren lassen muß, wodurch

ſie ihr Reich nach langen inneren Zerrüttungen zu jenem Grade von Blüthe und Kraft empor hob, die der Grund ſeiner jetzigen Macht iſt, ſo wenig ſcheint ſie als Frau liebenswürdig geweſen zu ſeyn. Das mag ſie wohl ſelbſt gefühlt haben; und vielleicht entſtand gerade aus dieſem Selbſtbewußtſeyn der brennende Haß gegen eine Nebenbuhlerinn, die ihr ſo nahe ſtand, daß niemand ſich der Vergleichung erwehren konnte, und die alle jene Eigenſchaften in hohem Grade beſaß, welche Eliſabethen fehlten. Nur zu oft bemerkt man ſelbſt an ausgezeichneten Geiſtern ein unſeliges Verlangen, ſich gerade in jenen Fächern zu zeigen, wozu die Natur ihnen Geſchick und Anlage ſtrenge verſagt hat. — So wollte Eliſabeth, die eine große Regentinn war, auch eine liebenswürdige Frau ſeyn; und dieſes Streben verleitete ſie zu ſo manchen Fehltritten, und war vielleicht mehr Schuld an Mariens Tode, als die politiſchen und religiöſen Rückſichten, die den Deckmantel zu jener entſetzlichen That leihen mußten.

Auch das Ende dieſer Königinn iſt charakteriſtiſch. In einem ſehr vorgerückten Alter (ſie war über 60 Jahre alt) war ihr Verhältniß zu dem 34jährigen Grafen v. Eſſex ſo ſonderbar,

daß man einerseits nicht zweifeln kann, es haben noch Regungen von zärtlicher Art in ihrer Bruſt gelebt, und auf der andern die Miſchung von Stolz, Laune und Härte unbegreiflich iſt, womit ſie dieſen geliebten Günſtling behandeln, und endlich — er war allerdings des Hochverrathes ſchuldig — zum Tode verdammen konnte. Eſſex hatte von ihr in ſchönern Zeiten einen Ring empfangen, von dem ſie ihm erlaubte, in der dringendſten Noth Gebrauch zu machen. Nie, während aller ſeiner Verfolgungen und langen Leiden, hatte er dieſe Begünſtigung genützt. Als aber ſein Todesurtheil unterſchrieben war, übergab er dieſes Pfand der königlichen Freundſchaft einer Dame, mit der Bitte, es der Königinn einzuhändigen. Eliſabeth hatte dieſen Schritt erwartet; die Dame, deren Gemahl ein unverſöhnlicher Feind des unglücklichen Eſſex war — behielt den Ring. Eliſabeth deutete das Nichtzurückſtellen des Kleinods als unverzeihliche Halsſtarrigkeit, und Eſſex wurde hingerichtet. Zwey Jahre nach ſeinem Tode geſtand jene Dame der Königinn auf ihrem Todbette ihr Vergehen, die Unterſchlagung des Ringes. Eliſabeth wüthete, nur mit Mühe hielt man ſie ab, die Sterbende nicht zu mißhandeln;

— aber von dieſem Augenblicke an war ihr Innerſtes zerſtört. Ohne Speiſe und Trank, ohne auf Troſt oder Bitten der Ihrigen zu hören, lag ſie zehn Tage und Nächte angekleidet auf der Erde, nur auf einen Fußteppich und etliche Küſſen gebettet, immer ſchweigend, den Finger im Munde, die Augen auf den Boden geheftet; und ſo verſchied ſie endlich — eben ſo ſeltſam und bedeutend, als es die meiſten Züge ihres Charakters geweſen waren.

Zu nahe an unſerer Zeit ſteht Katharina II. von Rußland, als daß bey ſo vielen dunkeln Stellen ihres Charakters und ihrer Geſchichte ſich die Mitwelt ein freymüthiges und ganz unbefangenes Urtheil erlauben könnte. Ob die Ermordung ihres Gemahls wirklich nur Nothwehr war und Abhaltung des gleichen Schickſals, das ihr von ihm zugedacht geweſen, ob die Beſeitigung des unglücklichen Ivans, deſſen Mörder auf dem Blutgerüſte ſterben mußte, nicht ihr Befehl, oder ob es eine Maßregel der Politik war, um das Reich vielleicht vor dem Unglück eines Bürgerkrieges zu bewahren? — wer wagt es jetzt ſchon, darüber abzuſprechen? Viele, die ſie näher gekannt haben, haben Bewunderung und Achtung für ſie geäußert.

Sie war Regentinn im wahren Sinne des Wortes. Stets nur für die Aufnahme ihres Staats besorgt, und diese Aufnahme auf den sichersten klügsten Wegen bezweckend, hat sie das Werk des großen Peter mit eben so viel Weisheit als Standhaftigkeit durchgeführt, sie hat für die Ausbildung und Cultur ihres Volkes auf's zweckmäßigste gesorgt, sie hat Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche unterstützt und verbreitet, im Auslande geehrt und ausgezeichnet; ja es existiren sogar einige dramatische Werke, welche sie zur Verfasserinn gehabt haben sollen. So mittelmäßig ihr ästhetischer Werth ist, so erhalten sie ihre Merkwürdigkeit und ihr Interesse von dem Umstande, daß eine Fürstinn, die ihre Pflichten als solche so genau und so wirksam befolgte, noch Muße und Stimmung hatte, um sich mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. Von ihren Verhältnissen zu ihren Lieblingen sollen diese Blätter ganz schweigen. Die Welt kennt sie ohne dieß; — und so ist die Erwähnung wie das Urtheil darüber überflüssig. Katharina war dessen ungeachtet eine der größten Regentinnen ihrer und der vergangenen Zeit; sie hat ihr Reich zu der Größe und Bedeutenheit gebracht, auf der wir es jetzt noch sehen,

ſie hat ihm die große, die entſcheidende Stimme in den Verhandlungen der Europäiſchen Mächte verſchafft, deren es ſich jetzt noch erfreut, und ſo iſt ſie, nebſt unſerer edeln großen Thereſia, die zweyte höchſt merkwürdige Frau, welche ſo gar das achtzehnte, ſonſt ziemlich verweichlichte Jahrhundert hervor brachte.

Ohne Zweifel würde ſich dieſes Verzeichniß noch ſehr vergrößern laſſen; und beſonders müßten ſich in der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution, wo, wie in allen großen Kriſen der Menſchheit, gewaltige Schickſale auch gewaltige Menſchen hervor riefen und bildeten, viele Beyſpiele weiblichen Heldenmuthes und hoher Kraft und Treue auffinden laſſen. Es wäre gewiß eine belohnende Arbeit, ſie hervor zu ſuchen, und ſo aus jenem Chaos von Blut, Schrecken und Grauſamkeiten die einzelnen ſchönen Keime der Menſchheit, die ſich in ihm entfalteten, der Vergeſſenheit zu entziehen, damit, wenn einſt die Nachwelt ſich ſchaudernd von dem Gemählde unſerer Tage wendet, jene ſanften guten Geiſter ihr erſcheinen, und ſie wieder mit uns verſöhnen mögen.

Nicht ausgezeichnete Talente oder Herrscher-eigenschaften, aber eine Liebenswürdigkeit, welche die Quelle ihres Unglückes war, indem sie die zartesten Empfindungen ihrer Herzen in harten Kampf mit kalter eiserner Politik brachte, hat mehrere Frauen der Vorwelt ausgezeichnet, und sie unserem Andenken theuer gemacht. Es sind solche, die, im niedrigen oder Mittelstande geboren, durch ihre Reitze und Tugenden die Liebe von Fürsten erwarben, und grösten Theils ein Opfer ihrer Mißverhältnisse wurden. Unter ihnen ist Philippine Welserinn, die Gemahlinn Erzherzogs Ferdinand von Österreich (Kaiser Ferdinand I. zweytgeborner Sohn) vielleicht die einzige, welche das Glück genoß, mit dem Manne ihrer Liebe dreyßig Jahre in einer ruhigen Ehe zu leben, und ihre Söhne zwar nicht mit dem erzherzoglichen Titel beehrt, aber doch als Fürsten in bedeutenden Ämtern und Würden zu sehen. Sie war die Tochter eines Augsburgischen Patriciers, von uraltem Geschlechte, dennoch nicht alt und nicht mächtig genug, um eines Erzherzogs von Österreich vom Lande und der Welt anerkannte ebenbürtige Gemahlinn zu seyn. Vielleicht lag ihr günstigeres Schicksal in dem Umstande, daß ihr Gemahl

nicht zum Erben der Österreichischen Staaten bestimmt, sondern nur Regent von Tyrol war, indeß sein älterer Bruder Maximilian die Kronen seines Vaters und des Deutschen Reiches trug. Da verschwand das Mißverhältniß im Schatten eines untergeordneten Ranges, und die Kinder, die kein angebornes Recht auf Kronen besitzen konnten, hatten auch keine zu erben. Vielleicht aber bewahrte sie der milde Genius des Österreichischen Hauses vor einem blutigen Schicksale, das sie, jener Umstände ungeachtet, in einem anderen getroffen haben würde, dieses Hauses, das in einer langen Reihe von Jahrhunderten, bey so gewaltiger Kraft und Herrschaft, bey so mannigfachen Schicksalen der Männer und Frauen desselben wohl unzählige Beyspiele von inniger treuer Gatten-, Ältern-, Bruderliebe — nicht viele von Zwistigkeiten unter nahen Verwandten — gar keinen von jenen empörenden oder blutigen Auftritten zeigt, die die Geschichten anderer Dynastien beflecken, und dem Dichter häufigen tragischen Stoff geben, den er in der Geschlechtsfolge des Österreichisch-Habsburgischen Hauses vergebens suchen würde.

So bearbeitet und dargeſtellt, iſt das unglückliche Geſchick der Inez de Caſtro, ſo wie der Agnes Bernauerinn, der Welt nur zu bekannt. Dieſe letztere, eine Baderstochter von Augsburg, gewann durch ihre Schönheit oder Tugend die Liebe Albrechts von Baiern-München, Herzogs Ernſt Sohn. Mehrere Monathe widerſtand ſie entſchloſſen ſeinen Bewerbungen, und wurde endlich, nur als rechtmäßige Gemahlinn, ſein. Er führte ſie auf ſeine Feſte Vohburg, und dachte, dort ein ſtilles glückliches Leben mit ihr zuzubringen; aber ein Befehl ſeines Vaters entboth ihn zu einem Turnier, und dort ließ er ihn, als einen, der der Ehre des ritterlichen Kampfes, um ſeiner Verbindung mit einer gemeinen Dirne wegen, unwürdig wäre, vor dem ganzen Baieriſchen Adel ſchimpflich von den Schranken weiſen.

Dieſe Erniedrigung empörte Albrechts Herz, und da man ihm zu gleicher Zeit befahl, Agneſen zu entſagen, rüſtete er ſich zum öffentlichen Kampfe gegen ſeinen Vater. Da riethen ſeines Vaters Vertraute dieſem, den Weg der Liſt und Güte zu verſuchen. Es ward eine Geſandtſchaft nach Vohburg geſchickt, Herzogen Albrecht zum gütlichen Geſpräche mit ſeinem Vater einzula-

den; und als des Sohnes Herz dieſer Aufforderung nicht widerſtand, und er mit den Rittern nach München zu ſeinem Vater zog, bemächtigte man ſich in ſeiner Abweſenheit der unglücklichen Agnes, und ſtürzte ſie in Straubing von der Brücke in die Donau.

Ungefähr ein ähnliches Schickſal hatte Inez de Caſtro. Don Pedro, Infant von Portugall, Alphons des Kühnen Sohn, hatte nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlinn Conſtantia, mit der er mehrere Kinder und auch einen künftigen Thronerben, Ferdinand, erzeugt hatte, die ſchöne Inez aus dem edlen, mit dem königlichen Stamme verwandten Hauſe Caſtro geliebt, und, da er ſeines Vaters Einwilligung zu dieſer zweyten Heirath nicht zu erlangen hoffte, ſich heimlich, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten, vermählt, ja ſelbſt des Papſtes Erlaubniß dazu angeſucht, der ſie ihm auch in einer eigenen Bulle ertheilte, vermuthlich weil Inez mit dem Infanten verwandt war. Still und verborgen lebte Inez in dem Claren-Kloſter zu Coimbra, glücklich durch die Liebe ihres Gatten und durch vier Kinder, die nach und nach die Seligkeit ihrer Verbindung erhöhten. Da fing endlich der König, oder vielmehr des Königs Günſtlin-

ge, welche fürchteten, daß nach des Vaters Tode die Familie der Inez in der Gnade des Thronfolgers höher stehen und sie verdrängen möchten, an, Verdacht zu schöpfen, und diese Verbindung, die man zuerst nur für eine flüchtige Liebe hielt, für gefährlich anzusehen. Man suchte den alten König zu überreden, daß, wenn der Infant wirklich mit Inez verheirathet sey, ihre Kinder einst denen von seiner ersten Gemahlinn Eintrag thun könnten. — Alphons ging in die Ansicht seiner Günstlinge ein, und stellte seinen Sohn zur Rede, indem er ihn fragte, ob er wirklich mit Inez vermählt sey, und, wenn er es nicht wäre, ihm geboth, ihr zu entsagen. Der Infant wagte weder das Erste zu gestehen, noch konnte er das Letzte versprechen; da entschloß sich der König, die gefürchtete Schnur heimlich ermorden zu lassen. Don Pedro's Mutter und der Erzbischof von Braga warnten den Prinzen. — Unmöglich konnte dieser seinen Vater eines so grausamen Entschlusses fähig halten, und achtete ihrer Warnungen nicht. Als der König ihn eines Tages auf der Jagd beschäftigt wußte, eilte er mit seinen Vertrauten in's Claren-Kloster, mit dem Vorsatz, Inez zu ermorden. Die Unglückliche warf sich mit ihren Kindern dem har-

ten Vater zu Füßen; ihre Thränen, ihre Reitze entwaffneten für einen Augenblick seinen Zorn — er konnte sich nicht entschließen, sie zu tödten. Aber so wie er das Kloster verlassen hatte, und ihr Bild ihm nicht mehr vor Augen schwebte, ließ er die blutige That durch seine Getreuen, Alvaro, Coelho und Pacheco, vollziehen.

Nur die kluge Vermittelung der Königinn und des Erzbischofs verhinderten den Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem tiefgekränkten Sohn und dem grausamen Vater. — Die Mörder der Inez flüchteten sich vor der Rache des Prinzen nach Castilien. Als dieser aber zwey Jahre darauf nach Alphonsens Tode den Thron bestieg, erhielt er durch einen Gegendienst ihre Auslieferung von dem Könige von Castilien, und sie mußten dem Schatten seiner geliebten Gemahlinn zum Sühnopfer fallen. Hierauf ließ er ihre Leiche unter einer feyerlichen Begleitung aus dem Claren-Kloster, wo sie beygesetzt war, abhohlen, und, mit königlichen Kleidern bedeckt, auf den Thron setzen. In Gegenwart vieler Großen wurden die Acten seiner gesetzmäßigen Vermählung mit der Verstorbenen, die päpstliche Bulle und alle Zeugnisse, die sie als wirkliche Gemahlinn des Infanten, und also als jetzige Königinn von

Portugall erklärten, abgeleſen. — Die Anweſenden mußten die Schleppe der Entſeelten als ihrer Landesfürſtinn küſſen; — dann wurde die Leiche wieder unter eben ſo viel Feyerlichkeiten, von vielen tauſend Menſchen, die Fackeln trugen, begleitet, nach Alcobaza getragen, und dort in einem prächtigen Grabmahle von weißem Marmor zur Ruhe gebracht, auf dem ihr Bild, mit einer königlichen Krone geziert, die Liebe ihres unglücklichen Gemahls, womit er ſie noch im Tode ehren wollte, bezeugte.

Immer war es der edelſte Beruf der Frauen, die wilde Kraft des Mannes durch Sanftmuth zu bezwingen, und den rohen Jäger und Krieger in die ſchöne Bahn häuslicher Tugend und geſelliger, milder, veredelter Sitte zu leiten. Daher daß die Geſchichte ſo vieler Frauen erwähnt, welche ihre heidniſchen Gatten zur chriſtlichen Religion beredet haben, zu dieſer Religion, der wir vorzugsweiſe in Europa die Civiliſation der rohen Völker verdanken, welche auf den Trümmern des Römiſchen Staates von allen Seiten über die erſchrockene Welt herein brachen. So war Chlotilde, die den Fränki-

ſchen Chlodwig und ſein Volk, Lidwina, welche die Böhmen, Giſela ihren Gemahl Stephan und durch ihn ſeine Ungarn, die Böhmiſche Dombrowska den Herzog Micieslav und die Pohlen zum Chriſtenthume gebracht.

Vielleicht könnte dieſe Zahl noch vergrößert werden, wenn man die Geſchichte recht aufmerkſam in dieſer Hinſicht durchginge. — Jedes ſolche Beyſpiel wäre dann ein Beleg mehr zu dem, was Schillers heilige, ewig wahre Muſe ſingt:

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.

Über den Volksausdruck in unſerer Sprache:

Ein ganzer Mann.

1809.

Es iſt bey uns in Öſterreich, und vielleicht auch im übrigen Deutſchland, üblich, in der vertraulichen Sprechart von einem tüchtigen oder tapferen oder ſehr redlichen Manne, mit einem Worte, von einem vorzüglichen Menſchen zu ſagen: das iſt ein ganzer Mann! — das ſind ganze Leute! Mir ſcheint dieß Beywort ganz mehr Sinn zu enthalten, als man bey'm erſten Anblicke glauben ſollte, und eine Art ſtillen Vorwurfes für unſer Zeitalter darin zu liegen.

Als noch Luxus und Übermuth die Verfeinerung der Lebensweiſe nicht auf den höchſten Grad getrieben hatten, als noch ſo ziemlich,

was ein Haus, ſelbſt ein reiches, großes, bedurfte, in demſelben oder wenigſtens im Vaterlande verfertiget wurde, als die Elemente, die das Gebild der Menſchenhand haſſen, den ihnen näheren Menſchen gewaltig umgaben, und in ihren großen Verhältniſſen auf ihn wirkten, daß er ſich ihrer kräftig erwehren und im ungleichen Kampfe Stärke und Geſchicklichkeit bewähren mußte, da mußte auch derſelbe Menſch alle ſchlummernden Anlagen ſeines Geiſtes und Körpers wecken, um ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, da entfaltete ſich in ihm die Menſchheit vollſtändig, da wurde er im rechten Sinne ein ganzer Menſch, ein Weſen, das in jeder Beziehung und Richtung entwickelt, vollendet da ſtand. Zu jener Zeit — die Geſchichte hat ſie ſchon öfters wiederhohlt, weil ähnliche Urſachen ſtets ähnliche Wirkungen hervor bringen, und das Rad der Weltbegebenheiten ewig kreiſend wiederkehrt — zu jener Zeit fand man dann, was ſich jetzt in Vielen einzeln zeigt, in einem Einzigen vereiniget. Der Krieger war Staatsmann, der Staatsmann Redner, Dichter, Philoſoph, oft alles dieß in einer Perſon, wie wir es an den Männern der ſchönſten Zeit Griechenlands und Roms,

an einem Äschylus, Thucydides, Xenophon, einem Cäsar, Cicero *) u. s. w. bewundern.

So glänzen aus dem so oft mit Unrecht verschrie'nen Mittelalter uns die romantischen Gestalten entgegen, bey denen Geist und Körper gleich thätig, rührig und frey geübt wurden. Das waren die ganzen Menschen, die in mehr als Eine Lage des Lebens paßten, in deren starken

---

*) Äschylus, der Trauerspieldichter, focht die Schlachten seines Vaterlandes mit, wie Thucydides den Peloponnesischen Krieg, den er zum ewigen Muster aller Geschichte selbst beschrieb. Xenophon führte seine zehn tausend Griechen aus dem Herzen von Asien bis in sein Vaterland zurück, ein Unternehmen, mit dem noch jetzt, als einem unerreichbaren Vorbilde, alle berühmten Rückzüge neuerer Feldherren verglichen werden; dann schrieb er die Geschichte davon, die Cyropädie und noch andere Werke. Was Cäsar und Cicero gewirkt und geschrieben haben, ist bekannt. Minder vielleicht, daß Petrarca sehr thätig in die Angelegenheiten seines Vaterlandes eingriff, und Camoens, der Verfasser der Lusiade, ein eben so tapferer Krieger als großer epischer Sänger war.

Gemüthern Ritterthum und Staatskunſt, Religion und Poeſie blühten, die im Gefühle ihrer Kraft, vielſeitig angeregt, die Thaten unternahmen, die Geſänge ſangen, die das Erſtaunen und die Freude der ſpäten Nachwelt geworden ſind. So waren die Schwäbiſchen Kaiſer, ſo war Maximilian der Erſte, Franz der Erſte von Frankreich, Camoens, Petrarca, Georg von Freundsberg und viele Andere, die wir finden würden, wenn wir die Geſchichte in dieſer Hinſicht durchforſchen wollten.

Jetzt iſt Alles ſcharf und beſtimmt geſondert, der Gelehrte, der Staatsmann, der Krieger, der Künſtler — ſcharf und genau, wie in dem Caſtenſyſteme des Orients; und dieſes Caſtenſyſtem war es auch von je her, was der Erſchlaffung von der einen, dem Deſpotismus von der anderen Seite den breiten offenen Weg bahnte. Wer einmahl in unſerer Zeit ſich einen Stand erwählt hat, richtet alle ſeine Kräfte, Fähigkeiten und Wünſche nur dahin; nur in dieſer Rückſicht bildet er ſich aus, nur was ihm zum Fortkommen auf dieſer Bahn frommt, hat Werth für ihn, und alles Übrige bleibt ihm fremd und gehaltlos. Das gibt dann die halben, die Vier-

tel- und Achtel-Menſchen unſerer Zeit, die, wie jene Arbeiter in Fabriken, nur ein kleines Theilchen des Ganzen zu bearbeiten verſtehen, und, wenn das Schickſal ſie einmahl unſanft aus dem altgewohnten Geleiſe ſtößt, ſich nirgend mehr zu finden, zu helfen wiſſen. Es iſt wahr, daß jede einzelne Wiſſenſchaft, jede Kunſt oder jedes Gewerbe für ſich dadurch an Vollkommenheit gewinnt, wie denn auch, um das vorher gebrauchte Gleichniß fortzuſetzen, jene Fabrik die vollendetſten Producte liefern wird, wo jede kleinere Arbeit, ja jeder Handgriff das Geſchäft eines eigenen Menſchen iſt, der nun ſein ganzes Leben hindurch gar nichts anderes thut, als dieſe Kleinigkeit Millionen Mahl zu wiederhohlen. Aber wenn es auch ſcheint, als ob durch dieſe beſtimmte Trennung der Stände und Arbeiten, beſonders des Wehr- und Nährſtandes, dieſer erſt recht Muße erlangt hätte, ſich ſeinem Fleiße ganz zu ergeben, und in ruhigen Städten oder auf dem Lande (indeß ein Theil der Mitbürger, als eben ſo viele devotae morti victimae, den Staat vor feindlichen Einfällen ſchützen muß) Feldbau, Künſte und Gewerbe zu der höchſten Vollendung zu bringen, ſo iſt doch noch erſt die Frage, ob denn dieſe Vollendung,

dieſe auf's höchſte getriebene Verfeinerung aller Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe wirklich Gewinn für die Menſchheit ſey, ob immer ſteigender Reichthum und Luxus wirklich die Völker glücklicher machen, ob die ſittliche Ausbildung immer gleichen Schritt mit der politiſchen und Verſtandescultur halte? Nur zu leicht gebiert die Möglichkeit, jeden, auch den üppigſten, Wunſch zu befriedigen, Ekel und lange Weile, nur zu leicht erſchlafft der überreitzte Sinn in ſeinen lüſtern erſonnenen Genüſſen, und unerſättliche Habſucht, Begierde zu glänzen und elender Kleinigkeitsgeiſt treten an die Stelle des friſchen frohen Lebensgenuſſes.

Indeſſen, dieſer Gang des menſchlichen Geiſtes iſt eine Folge ſeiner natürlichen Anlagen, und darum unaufhaltſam. Aber nichts ſteigt in's Unendliche fort; jede Anſtalt, jedes Verhältniß, jedes Schickſal haben ihre Gipfel, ihr Höchſtes, das zu überſchreiten, die Nemeſis mit dem bändigenden Zügel warnt, und die ungehörte Warnung ſchrecklich ſtraft.

Mächtig und auf allen Seiten ruft uns die Natur von dem Abwege einſeitiger Ausbildung zur harmoniſchen Übung aller unſerer Fähigkeiten zurück, indem ſie uns bald den göttli-

chen Funken der Vernunft in dem bloß sinnlich gebildeten Menschen ganz unterdrückt weiset, bald den siechen Gelehrten, den kränkelnden Philosophen zeigt, der sich zuletzt schrecklich selbst überlebt, und der erstaunten Mitwelt das traurige Schauspiel der wiederkehrenden Kindheit und Blödigkeit gibt.

Tausend andere Übel, übertriebene Weichlichkeit, unmäßiger Wunsch nach Ruhe, die den verwöhnten Städter jede Anstrengung, jede Entbehrung als ein Unglück fürchten, und den Staatsmann, den Gelehrten vor dem bloßen Gedanken der Selbstvertheidigung zittern macht, herzlose Gleichgültigkeit gegen jede Regierungsform, wenn sich's nur unter ihm ruhig athmen und im gewohnten Geleise fortschreiten läßt, diese unselige Stimmung oder Herabstimmung, welche in neueren Zeiten Völker und Reiche sich gutwillig unter ein fremdes Joch beugen, und ruhige Knechtschaft dem unruhigen Kampfe für Selbstständigkeit vorziehen hieß, das alles sind die unseligen Folgen der scharfen Sonderung der Stände, und ihre geheime Quelle liegt vielleicht in der, durch die allmähliche Ausbildung des jetzigen Staatensystemes nothwendigen Errichtung *stehender*

Armeen. Vielleicht hat aber auch kein Moment der fortschreitenden Cultur dem Menschengeschlechte so viel Schaden gethan, keiner den Keim seiner künftigen Zernichtung so sicher in sich getragen, als dieser.

Als zuerst in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters die Menschen, um den Angriffen des Adels und den Einfällen barbarischer Horden zu entgehen, sich in Städte versammelten, und dort hinter schützenden Mauern frey und sicher wohnten — da fingen Gewerbe und Handel an, in den ruhigen Freystätten empor zu blühen, da regte sich Fleiß und Betriebsamkeit, da floß der Reichthum ferner Länder zusammen, und der Bürgerstand erhob sich bald zwischen den Leibeigenen und dem Adel, ein mächtiges Bollwerk der Freyheit, eine Schutzwehr der bedrängten Menschheit. Aus diesen Städten wurden kleine Staaten, die durch ihre enge Verbindung unter einander, wie z. B. die Hansa, sich großen Fürsten furchtbar machten, und, wie die Reichsstädte in Deutschland auf den Reichstagen und die Lombardischen Städte in den Italiänischen Angelegenheiten, Einfluß auf das Schicksal ihrer Nation hatten.

Aber diese Städte wurden nicht bloß von emsigen, friedfertigen Menschen bewohnt, die, auf nichts als Erwerb sinnend, jede Störung desselben zitternd vermieden, und Kampf und Widerstand für etwas Gräuliches und mit ihrer Existenz ganz Unverträgliches hielten *). Auf ih-

*) Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, 7. Bd. 7. Buch, 37. Cap. führt eine Stelle aus dem Äneas Sylvius an, worin dieser von dem kriegerischen Geiste der Deutschen überhaupt spricht, und endlich sagt: „Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammern im Hause, und bey jedem Auflaufe oder Lärmen erscheinen sie sogleich in Waffen. Es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Gebrauch von Lanzen, Schildern und Schwertern, Kriegsmaschinen und Stücken zu machen. Derjenige muß über die Zeughäuser anderer Nationen lachen, der die Deutschen gesehen." Und weiter unten eine Stelle aus Conrad Celtes von den Nürnbergischen Patriciern: „Ihre Hausgeräthe sind reinlich, bestehen auch größten Theils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als das Schwert, der Harnisch, die

ren Wällen ſtritten ſie für ihre Freyheit, die ſie durch ihren Fleiß verſchönerten, durch ihre Künſte freundlich und froh genoſſen. In ihren Mauern fand die bedrängte Unſchuld Schutz und muthige Vertheidigung, und nicht fremd war es ihnen, für die gute Sache eines geliebten Fürſten oder für das allgemeine Beſte weit von ihrer Heimath weg zum Kampf und Sieg zu ziehen. Ein Blick auf die Geſchichte Deutſchlands beſtätigt dieß mit hundert Beyſpielen. Die Deutſchen Städte waren es allein, die dem unglücklichen Kaiſer Heinrich dem Vierten beyſtanden, als ſeine Vaſallen ihn und das Vaterland an die Macht der Hierarchie verriethen, die Städte waren es überall, die treuer an ihrem Reichsoberhaupte hingen, indeß die Fürſten aus übel verſtandener Freyheitsliebe Deutſchland zerriſſen, fremde Heere in's Land lockten, und lieber einem Aus-

---

Streitkolbe und die Pferde, die ſie beſonders als Merkmahle ihres Adels und alten Geſchlechtes zur Schau aufſtellen. Auch der gemeine Handwerksmann muß dergleichen Waffen in ſeinem Hauſe bereit haben, um bey der erſten Bewegung ſogleich mit denſelben an dem ihm angewieſenen Orte zu erſcheinen."

länder zinsbar, als ihrem rechtmäßigen Oberherrn gehorsam waren.

So lange die Städte kriegerisch blieben, blieben sie auch mächtig und blühend, und der Flor des Handels und der Fleiß des Volkes litt nicht unter dieser doppelten Kraftäußerung. Noch standen in unseren Zeiten ehrwürdige Überreste der alten Hansa in den Städten Hamburg, Bremen und Lübeck da. — Daß sie jetzt nicht mehr sind, was sie noch vor zwanzig Jahren gewesen, ist eine Folge der Einseitigkeit ihrer und der allgemeinen Ausbildung, die den größten Theil von Deutschland, ja von Europa, unter eine neue einzige Macht gebracht hat.

Wenn nun jede bürgerliche Beschäftigung, Wissenschaft, Feldbau u. s. w. sich mit dem Gebrauche der Waffen wohl vertragen, wenn wir in der goldenen Zeit Griechenlands und Roms und in der schönen Epoche des Mittelalters sich jede Friedenskunst mit körperlicher Tapferkeit, die reichste Geistesentfaltung mit Kampf und Soldatenleben vereinigen sahen, wenn die Geschichte uns zeigt, daß das regste freudigste Leben, der vollste Genuß aller Körper- und Geisteskräfte bey jenen vielseitig entwickelten Menschen waren, warum sollte es nicht wieder so seyn?

Warum ſollten unſere Zeitgenoſſen nicht wieder ganze Menſchen werden? Warum ſoll der Bürger und Soldat geſchieden ſeyn, und aus dieſer Trennung gegenſeitiges Mißtrauen, Furcht, und Nichtachtung hervorgehen, die ſie einander zum Verderben des Vaterlandes fremd machen?

Wenn je dieſe Vereinigung beyder Stände nothwendig war, ſo iſt ſie es jetzt. Unaufhaltſam ſchreitet das Schickſal vorwärts, und die Natur gehorcht ewigen Geſetzen, denen der Menſch ſich nur zu ſeinem Unglücke widerſetzt. Mit Gewalt führt ſie ihn zum Gehorſam zurück, und wo ſanfte Warnung nicht hilft, zwingt die eiſerne Noth. Nur dadurch, daß jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger iſt, der ein Eigenthum und Vaterland zu vertheidigen hat, nur dadurch, daß alle unſere Kräfte geübt und angeſtrengt werden, können wir hoffen, das, was unſer Fleiß erwarb, mit Erfolg zu vertheidigen, und dann mit doppelter Luſt zu genießen. Den Pflug und das Schwert, das Handwerkszeug und die Flinte müſſen unſere Zeitgenoſſen gleich geſchickt zu führen wiſſen.

So ſtanden einſt die Iſraeliten, als ſie ihre Freyheit wieder erlangt hatten, am Baue der geliebten Vaterſtadt; mit einer Hand ſchwan-

gen ſie das Schwert gegen die, die ſie zu ſtören wagten, mit der andern vollendeten ſie die Wälle, und Jeruſalem erhob ſich ſchöner aus ſeinen Ruinen.

Über die Bildung des weiblichen Geſchlechtes.

Als Gegenſtück zu den Aufſatze:
Über den Volksausdruck: Ein ganzer Mann.

1810.

Man pflegt zwar niemahls zu ſagen, eine ganze Frau, ſo wie man ein ganzer Mann ſagt; indeſſen haben beyde Geſchlechter, Trotz ihrer nothwendigen Verſchiedenheiten, dennoch als Menſchen, als bildſame, vervollkommnungsfähige Weſen, einerley Zweck und einerley Anlagen, und nur die verſchiedene, gute oder böſe Richtung der letzten in Hinſicht auf den erſten macht bey Männern, ſo wie bey Frauen, ihren moraliſchen, ihren wahren Werth oder Unwerth aus.

Es wird gemeinhin angenommen, und iſt auch in unſerer geiſtigen und körperlichen Beſchaffenheit gegründet, daß das Weib eigentlich

zur Mutter, zur Pflegerinn und Erzieherinn der Kinder, der Töchter, bis sie erwachsen sind, der Knaben, wenigstens in den ersten Jahren, bestimmt sey, daß hierauf bey unserer Erziehung das vorzüglichste Augenmerk gerichtet, und unsere ganze körperliche und geistige Entwickelung diesem Zwecke gemäß geordnet werden müsse. Was wir lernen, üben, arbeiten, lesen, soll uns zu dieser Bestimmung vorbereiten, was uns davon entfernt, ist der Natur zuwider, und daher verwerflich.

Das sind bekannte Sätze, die tausend Mahl in Erziehungsschriften sind abgehandelt worden, und man begnügt sich gewöhnlich, im Allgemeinen dabey stehen zu bleiben; indessen dünkt mich doch, sie forderten und verdienten eine nähere Beleuchtung und Prüfung.

Wenn das Menschengeschlecht durch große Epochen geht, und ungeheure Revolutionen ungeheure Veränderungen hervor bringen, wenn ganz neue Maßregeln erdacht werden, die die altgewohnten Formen zerstören, dann kann auch das weibliche Geschlecht, diese vielleicht zahlreichere Hälfte der Menschheit, sich dem Einflusse derselben nicht entziehen; es muß daher mit dem Zeitgeiste fortschreiten, damit dieser es nicht ge-

waltſam ergreife, und in ſeine Wirbel reiße, es muß über die veränderte Lage der Dinge nachdenken und die Mittel ergreifen, die ihm eine würdige und ſichere Exiſtenz ſchaffen können.

Seit bey nahe zwanzig Jahren wüthet der Krieg mit kleinen Zwiſchenräumen in ganz Europa zu Land und See. Hunderttauſende von Männern fallen durch ſeine Verheerungen auf dem Schlachtfelde; andere Hunderttauſende ſind durch ſein furchtbares Walten dem Nährſtande und der Möglichkeit entzogen, die ſtillen Freuden der Häuslichkeit zu genießen. Das thut der Krieg. Der Friede ſteigert durch Luxus und unmäßige Sehnſucht nach Bequemlichkeit die Bedürfniſſe zu einer ſolchen Menge, und erhöhet ihren Preis ſo ſehr, daß, was vor zwanzig Jahren Reichthum war, jetzt kaum mehr Wohlhabenheit zu nennen iſt, und was damahls hinreichte, eine Familie anſtändig zu erhalten, ihr jetzt kaum die erſten Lebensbedürfniſſe ſichert. Sittenverderbniß, Leichtſinn, häufige Beyſpiele unzufriedener Ehe, Mangel an Glauben und Achtung für das weibliche Geſchlecht vergrößern täglich die Zahl der Hageſtolzen; und wenn hier oder dort ein beſſerer Jüngling ſeufzend ſeine Hoffnungen auf häusliches Glück am

Altare der ernſten Nothwendigkeit opfert, ſo verzichten überall Hunderte, die es mit kleinen Entbehrungen erkaufen könnten, freywillig darauf, um ganz ſchrankenlos ſich der lüſternſten Willkür, der ausgeſuchteſten Schwelgerey hinzugeben.

Dennoch wird uns von Kindheit an nur dieß Eine Ziel vorgeſteckt, dennoch iſt „einen Mann zu bekommen, eine Frau zu werden" der höchſte Zweck unſeres Strebens, das einzige denkbare Glück für ein Mädchen, und „unverheirathet zu bleiben, eine alte Jungfer zu werden" der ſchrecklichſte Fluch, der es treffen kann, dennoch werden die allermeiſten ſo erzogen, daß ſie nur in dieß Verhältniß (und oft in dieß nur zur Noth) paſſen, und, wenn ſie es nicht erreichen, ſich und ihren Familien zur Laſt, ein nutz- und freudenloſes Daſeyn dahin ſchleppen.

Daher nun die Anſtrengung aller Kräfte, das Betreten jedes erlaubten und unerlaubten Weges, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, daher die Projecte und Intriguen, die, was bloß Sache des Herzens ſeyn ſollte, zur niedrigen Speculation entwürdigen, und nicht ſelten den feiner fühlenden Jüngling abſchrecken, ſtatt ihn anzuziehen, daher ſo viel zerſtörtes häusliches

Glück, so viel gebrochene Herzen, die dem Mammone geopfert wurden, und nun in unglücklichen Ehen entweder ihrer Lebensruhe oder ihrem Gewissen entsagen müssen.

Aber nicht allein im gesellschaftlichen Leben und beym Versorgen der Töchter ist der Mangel an Männern fühlbar, er ist es auch bey der Arbeit, beym Feldbau, bey Handel und Gewerbe. Die Streiter, welche als Linientruppen schon längst der Arbeit entzogen sind, und jene große Zahl, die in Zeiten des Krieges zur außerordentlichen Truppenvermehrung sich den Armen ihrer Familie und ihrem Hausweſen entreiſſet, werden unendlich nicht bloß von den Herzen ihrer Zurückgelaſſenen, sondern auch im häuslichen Schaffen und Wirken vermißt. Manche Arbeit muß ungethan, manches Bedürfniß unbefriedigt bleiben, wenn nicht die Frauen sich entschließen, den enge gezogenen Kreis ihrer bisherigen Wirksamkeit zu verlaſſen, und zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, durch Thätigkeit und vielseitigere Ausbildung diesem Mangel abzuhelfen.

Fern sey es, irgend einem Weibe eine Beschäftigung zuzumuthen, die sie ihrer wahren und schönsten Bestimmung entfremden, und zu

einem verwerflichen Mittelding zwiſchen Mann und Weib machen würde, das in kein Verhältniß mehr paſſen, und auf der einen Seite eben ſo viel an Liebenswürdigkeit verlieren würde, als ihm auf der anderen an Kraft und Ausdauer ewig unerreichbar bleiben müßte. Ich bin aber der Meinung, ja ich bin durch vielfältige Erfahrungen feſt überzeugt, daß in uns eine Bildungsfähigkeit und Anlagen zu vielſeitiger Vervollkommnung liegen, die nur entwickelt werden dürften, um uns zu viel ſelbſtſtändigern und ſelbſt dem Staate nützlicheren Weſen zu machen, als bisher geſchehen iſt, ohne auch nur eine Linie breit von der uns durch die Natur angewieſenen Bahn abzuweichen.

Es gibt ja ſo manche Beſchäftigungen im Gewerbe, Handel und häuslichen Leben, die bisher von Männern beſorgt wurden, und die, da ſie keine großen phyſiſchen Kräfte, kein großes Umtreiben im öffentlichen Leben fordern, um ſo mehr von Weibern verrichtet werden könnten, da ohnehin ein Theil derſelben oder etwas Ähnliches in ihren Wirkungskreis gehört. Dergleichen iſt die Verfertigung der Schneider- und Schuſterarbeit für das weibliche Geſchlecht, wozu ſich in unſeren Zeiten ſchon manches Frauen-

zimmer von beſſerer Erziehung, der ſo nothwendigen Einſchränkungen wegen, entſchließen mußte, und die auch des Wohlſtandes wegen viel beſſer von Frauenzimmern verrichtet werden würde.

Eben ſo, wie die Verfertigung der Kleidung, könnte auch in Handlungsgewölbern, wo ſolche Sachen verkauft werden, die ganz eigentlich in das Fach der Hausfrau gehören, als: Stoffe, Leinwand, Spitzen, Zwirn u. ſ. w., der Verkauf durch Frauenzimmer beſorgt werden. In Frankreich, in den Niederlanden, in der Schweiz iſt, nach dem Zeugniſſe der Reiſenden, dieſer Gebrauch längſt allgemein; auch hier iſt derſelbe ſchon in ein paar Gewölbern eingeführt. Mädchen reichen dort die Waaren, ſchneiden ab, handeln, rechnen und verrichten, wenigſtens nach meiner Erfahrung, ihre Kopfrechnung mit weit mehr Sicherheit und Schnelligkeit, als die Ladendiener mittelſt der Kreide oft in langen Zahlenliſten auf dem Tiſche nicht vermögen.

Das wären alſo ganz paſſende Geſchäfte für Mädchen aus den unteren Ständen, und viele hundert Männerarme würden dadurch der Vertheidigung des Vaterlandes oder der ſchweren Arbeit erſpart. Aber auch für Frauenzimmer aus

den gebildeteren Classen gäbe es Erwerbszweige, wodurch sie von der Versorgung durch eine Heirath unabhängiger und selbstständig werden könnten. Warum sollte ein Frauenzimmer, das eine sorgfältige Erziehung und hinreichenden Unterricht im Schönschreiben, Rechnen u. s. w. erhalten hat, nicht in ihrer Ältern oder Verwandten Hause, wenn es Handelsleute sind, die Dienste eines Commis verrichten? Ich habe selbst einige achtungswürdige Frauenzimmer gekannt, die in ihrem väterlichen Hause alle Rechnungen und Correspondenzen führten, und, als sie später hin heiratheten, nichts desto weniger jeden Detail der Hauswirthschaft und Erziehung vollkommen gut besorgten.

Eine noch ergiebigere Quelle wäre der Unterricht in allerley angenehmen Talenten und Kenntnissen: Musik, Zeichnen, Tanzen, Geschichte, Sprachen, Erdebeschreibung u. s. w. für die weibliche Jugend. Schon haben wir in Wien Frauenzimmer von ausgezeichneten Kunstfertigkeiten, die sich diesem Geschäfte widmen; und die große Zahl guter Schülerinnen, die sie bereits gebildet haben, bürgt eben sowohl für ihre Geschicklichkeit als den Wunsch des Publicums,

welches das Bedürfniß weiblicher Meisterinnen für seine Töchter, besonders für die erwachsenen, fühlt. Wie viel würden der Wohlstand, wie viel die Ruhe manches Hauses gewinnen, wenn die Mütter ohne Sorge ihre aufblühenden Töchter unter der Aufsicht geschickter Lehrerinnen wissen könnten, und nicht mehr entweder bey den Stunden gegenwärtig seyn, oder unangenehme Folgen fürchten müßten!

Freylich würde bey Mädchen, die sich so ausbilden müßten, um einst mit irgend einer Fertigkeit ihren Lebensunterhalt zu sichern, diese Ausbildung nicht mehr oberflächlich und unbedeutend seyn; sie müßten mit Kraft, mit Ernst und Anstrengung lernen, sie müßten manche Stunden, die jetzt mit Nichtsthun oder gehaltlosem Zeitvertreibe versplittert werden, (à rien faire ou à faire des riens) zu ihrer Vervollkommnung anwenden. Es würde nicht mehr so viel Zeit zum Putzen, Klatschen, Romanlesen und Spielen übrig bleiben; aber dennoch würde — ich berufe mich auf das Zeugniß so mancher tüchtigen Hausfrau, so mancher Mutter vieler Kinder, mit einem Worte, so manches Weibes, das sich mehr als gewöhnlich zu beschäfti-

gen weiß — noch manche Stunde zum Vergnügen erobert werden können. Es iſt erſtaunlich, wie viel Zeit man gewinnen kann, wenn man ſich feſt vorſetzt, haushälteriſch damit umzugehen, jeden Augenblick zu benutzen, und vorzüglich auf Ordnung und Pünctlichkeit in Eintheilung der Geſchäfte ſowohl als der Dinge im Hauſe zu halten, damit nie eine Zeit mit unnützen Sachen und Worten vertändelt werden dürfe.

Dann wird es weder ſchwer noch ſeltſam ſcheinen, höhere Geiſtesbildung und nicht gemeine Talente mit allen Pflichten der Häuslichkeit zu vereinigen. Der anhaltend beſchäftigte Geiſt behält keine Muße mehr zu Tändeleyen oder verführeriſchen Träumen; eine heitere Beſonnenheit tritt an die Stelle unbeſtimmter Regungen, Frohſinn und Lebensluſt laſſen kein entnervendes Schmachten für Liebreitz und echte Weiblichkeit gelten, und das Gefühl eigener Kraft und Würde erhebt über kleine Kunſtgriffe und niedrige Ränke. Biethet ein redlicher Jüngling dem ſo gebildeten Mädchen die Hand, ſo braucht ſie nicht ängſtlich zu rechnen; denn auch ſie iſt im Stande, zu erwerben, ſeine Vertraute, ſeine Freundinn, die thätige Theilnehmerinn ſeines

Schickſals, die Mitgehülfinn ſeines Glückes zu ſeyn. Sie erheitert durch ihre höhere Bildung ſein Leben, macht ihm ſein Haus zum liebſten Aufenthalte der Erde, und erzieht ſeine Kinder zu guten, nützlichen Menſchen.

Ruft endlich die Gefahr des Vaterlandes den geliebten Gemahl von ihrer Seite, dann trägt ſie mit geübter Kraft die Laſt der Nahrungsſorgen für ihre Familie, und zagt nicht ängſtlich, und verzweifelt nicht im voraus. Freudig wirkt ſie mit, wenn vielleicht das Vaterland von ihrem Geſchlechte die ihren Fähigkeiten angemeſſenen Leiſtungen fordern ſollte, denn ſie hat denken und arbeiten gelernt; freudig bringt ſie Opfer, denn ſie hat in ſich die Kraft, das zu erſetzen, was ſie hingibt, und mit erhebendem Bewußtſeyn fühlt ſie ſich im eigentlichen Sinne ein Glied des Staates, eine Bürgerinn des heißer geliebten Vaterlandes.

Doch wenn auch ein ernſtes Geſchick ihr dieß ſchönere Loos des Weibes verſagt hätte, wenn ſie den Mann ihrer Liebe verloren oder den nie gefunden hätte, der ihrer würdig geweſen wäre, ſo braucht ſie die Hand nicht in harte Feſſeln zu ſchmieden, und ihre ſchönſten Gefühle

zu opfern, um ſich von dem ungeliebten und unliebenswürdigen Manne füttern und kleiden zu laſſen; ſie bleibt allein, ſie beſteht für ſich ſelbſt, oder ſie kann mit ihren Talenten und Fertigkeiten die geſuchte Geſellſchafterinn, Erzieherinn, die Zierde, der Stolz einer fremden Familie werden, und ſo abermahls eine würdige Beſtimmung erreichen, kurz, das vielſeitig gebildete Mädchen wird — ſie mag heirathen oder nicht, — ein vollendetes Weſen, ein ganzer Menſch ſeyn.

So waren unſere Deutſchen Urahnfrauen. Im Frieden beſorgten ſie das ganze Hausweſen, ja ſogar den wenigen Feldbau, den dieſe Nationen trieben, und verfertigten die Kleidung für ſich und den muthigen Krieger, der ſie durch die Jagd nährte. In häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten wurden ſie zu Rathe gezogen, und ihre Ausſprüche mit Achtung befolgt; im Kriege folgten ſie den geliebten Gatten, Brüdern, Söhnen in die Schlacht, hielten auf der Wagenburg, verbanden die rühmlichen Wunden ihrer Theuern, und feuerten ſie zur Tapferkeit an. Gelang der muthige Kampf, ſo empfingen ſie mit Entzücken die ſiegreichen Helden; gingen

dieſe für's Vaterland unter, ſo hatten auch die Weiber Muth zu ſterben, und den Verluſt ihrer Geliebten und ihrer Freyheit nicht zu überleben. Dafür hat aber auch kein Volk der Erde ſeine Frauen ſo hoch geachtet, als die Deutſchen.

Inhalt.

Seite

Gleichnisse.

Vorrede 7

I. Die Blüthen im Frühlinge 11

II. Der Sturmwind 15

III. Der Garten in der Stadt 17

IV. Der Pappelbaum 20

V. Das Vergißmeinnicht 23

VI. Die Bohnen 25

VII. Das Thal 28

VIII. Das Hänflingsneſt 31

IX. Der Regenbogen 36

X. Der Gemüſegarten 39

XI. Das Geranium triste 42

XII. Die Allee 46

XIII. Die Salbey 49

XIV. Die ausländiſchen Gewächſe 52

XV. Der ſterbende Schmetterling 56

Seite

XVI. Die Johannis-Käfer. 59
XVII. Die Obſtkerne. 63
XVIII. Die Tannen. 66
XIX. Der Laubengang. 69
XX. Die Weidenbäume. 72
XXI. Die eingeimpften Bäume. 75
XXII. Die Morgennebel. 78
XXIII. Die Pflanzen im Schatten. 80
XXIV. Die Aſtern. 84
XXV. Die Herbſtgegend. 87
XXVI. Der Berggipfel. 91
XXVII Der Garten im September. . . . 94
XXVIII. Die Blüthen im Herbſte. 98
XXIX. Die Knoſpen im Herbſte. 101
XXX. Das Gartenbeet. 104
XXXI. Der Herbſtwind. 107
XXXII. Der bewachſene Stein. 110
XXXIII. Das Wäldchen. 114
XXXIV. Der Garten im November. . . . 116
XXXV. Der entblätterte Baum. 119
XXXVI. Das Treibhaus. 123
XXXVII. Der Winterabend. 129
XXXVIII. Die Morgenſtunde. 133

Seite

Prosaische Aufsätze vermischten Inhalts.

Über die Travestirungen. 139
Über den Reim. 155
Über die Corinne der Frau von Stael. . . 165
Die Tropfsteinhöhle in Blasenstein. 177
Maria Zell. 187
Joseph Köderl, k. k. Censor und Bücherrevisor, gestorben den 11. Januar 1810. 210
Angelo Solyman. 217
Erinnerung an einige merkwürdige Frauen. . 234
Über den Volksausdruck in unserer Sprache: Ein ganzer Mann. 277
Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes. 290

Aug. 21 29

Stanford University Libraries
3 6105 015 287 951

PT
244
.P8
181
v.1

SEP 2 9 1978

~~FEB 18 985~~

APR [illegible] 985

OCT 1 1 1985

JUL 2 5 1986

AUG 2 5 198[illegible]